

# VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 12.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 20. März 1893.

Vierteljährlich  
2½ Mark = 1½ fl. ö. W.

39. Jahrg.

## Die Frau Lieutenant.

Roman von Arthur Zapp.

Nachdruck verboten.

I.

Grete hatte zwar nur wenige Stunden geschlafen, aber sie fühlte nichts von Müdigkeit und Unlust, als sie, auf einen Ruf ihrer Mutter, sich von ihrem Lager erhob. Mit jugendlicher Raschheit kleidete sie sich an, immerfort ein glückliches Lächeln in den strahlenden Augen, auf den schwellenden Lippen.

Der Tag, der mit warmem Sonnenschein ins Zimmer hineinleuchtete, grüßte sie freundlich, und in rosigem Lichte lag die Zukunft vor ihr. Den Kotillon, einen Kontre und eine ganze Anzahl von Rundtänzen hatte er mit ihr getanzt, von den Extratouren ganz abgesehen, und was er ihr im Taumel des Tanzes ins Ohr geflüstert, das hatte sie in einen Zustand seligster Wonne versetzt.

„Meine süße, kleine Braut!“

Seine Braut! Und nun würde sie bald Frau Lieutenant werden, Frau Lieutenant! Welch ein Glück! Welch ein Triumph! Trotzdem sie seit Wochen überzeugt war, daß er sie liebe, aufrichtig, mit wahren Gefühl, so hatte sie doch nie so recht auf das stolze, schier unerreichbare Glück zu hoffen gewagt.

Frau Lieutenant! Welch ein berausender Zauber in diesem Worte lag, das konnte nur ein Mädchenherz voll empfinden.

Ein fröhliches Liedchen trällernd, ging Grete in das Wohnzimmer hinüber. Doch ein unerwarteter Anblick, der sie mit Zittern und Zagen erfüllte, wurde ihr hier zu teil. Der Vater, der sonst um diese Zeit längst im Dienst zu sein pflegte, schritt, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab.

Die Eintretende erkannte sofort, daß etwas Ungewöhnliches geschehen sein müsse, und der heftige Ruck, mit dem sich jetzt die hohe, hagere Gestalt des Vaters nach ihr herumdrehte, der zornige Blick, der sie aus seinen graublauen Augen traf, belehrte sie, daß sie selbst die Ursache seiner ganz ungewöhnlichen Dienstveräumnis war. Die graublonden Augenbrauen finstern runzelnd, ohne von ihrem mit stammelnder Stimme vorgebrachten Gruß Notiz zu nehmen, herrschte er sie an: „Was hast du mit dem Lieutenant von der Hellen?“

Diese Worte, welche ihr süßes, zartes Herzensgeheimnis in so harter, brüsker Weise offenbarten, trafen sie so völlig unvorbereitet, daß sie ganz außer stande war, zu antworten. Zitternd, mit plötzlich erblaßtem Gesicht, die weit geöffneten Augen starr mit angstvollem Ausdruck auf den Fragenden geheftet, stand sie wortlos, wie vom Blitz getroffen, in ratloser Verwirrung.

„Nun,“ mahnte der Vater ungeduldig, „bekomme ich keine Antwort?“

Grete's Augen richteten sich wie hilflos nach dem Fenster, an dem die Mutter saß. Sie, die jeden Tanz ihrer Tochter mit mütterlich besorgten Blicken begleitet, war die einzige in der Familie, die allenfalls eine Ahnung von dem wahren Stand der Dinge haben konnte. Ihre gelegentlichen Bemerkungen aber hatten bewiesen, daß sie dem hübschen Lieutenant nichts weniger als abgeneigt war und die ihrer Tochter erwiesenen Huldigungen mit Genugthuung und gleichsam wie eine Auszeichnung empfand.

Grete's stummer Appell war nicht vergebens. Die Mutter machte ihr ein rasches, verstoßenes Zeichen, was so viel heißen konnte wie: „Nur nicht furchtsam!“ oder auch: „Nichts verraten!“ Dann nahm sie das Wort. „Ich begreife dich nicht, Rudolf,“ sagte sie, „was soll

sie denn mit dem Lieutenant haben? Er hat mit ihr getanzt — was ist denn da weiter? Solch ein netter Mensch! Du solltest ihn mal erst genauer kennen. Wie zuvorkommend und artig er ist! Gar nicht ein bißchen stolz —“

Der Wortschwall der zungengewandten Frau wurde durch eine heftig abwehrende Geste des Vaters unterbrochen, der sich zu seiner Frau herumwandte. Die Worte, welche der gebietenden Handbewegung folgten, gingen in dem furchtbaren Getöse, das in diesem Augenblicke von draußen herein-

schallte, vollständig verloren. Ein langgezogener, greller Pfiff verkündete die Einfahrt eines Eisenbahnzuges.

Den alten Beamten durchfuhr ein unwillkürlicher Ruck, und seine etwas vornübergebeugte Gestalt richtete sich straffer in die Höhe. Er trat ans Fenster, für den Moment die Familienfürsorge vor den Interessen des Dienstes völlig außer acht lassend, und knöpfte mit einer mechanischen Bewegung die obersten Knöpfe des Uniformrockes zu.

Der Eisenbahn-Stationsvorsteher Rudolf Scharfenberg



Frühjahrs Toiletten.

(Beschreibung S. 123.)

hatte keine Wohnung in dem oberen Stock des Dienstgebäudes, und die Fenster derselben gingen zum großen Teil nach dem Bahnsteig hinaus. Die Familienglieder hatten sich an den Lärm der ab- und einfahrenden Züge, der Rangier-Lokomotiven so vollkommen gewöhnt, daß sie ihn als eine Störung nicht mehr empfanden, ja kaum noch Notiz davon nahmen. Auch jetzt hatten die beiden Frauen sich von dem Schnauben der Lokomotive, von dem Gestampfe der einfahrenden schweren Eisenbahnwagen nicht im geringsten beeinflussen lassen, sondern vielmehr die willkommene Pause im Gespräch dazu benutzte, sich durch allerlei Zeichen, so gut es eben ging, zu verständigen.

Der Beamte hatte sich mit ein paar prüfenden Blicken überzeugt, daß sich unten auf dem Bahnsteig alles vorschriftsmäßig abspielte. Jetzt wandte er sich wieder ins Zimmer zurück und heftete von neuem die Augen streng auf seine Tochter. Grete hatte einigermaßen ihre Fassung wiedergewonnen, wenn sie auch die Ungewißheit hinsichtlich dessen, wodurch wohl des Vaters Frage veranlaßt war, in qualender Spannung erhielt. Die Mutter hatte auf ihren fragenden Blick nur mit einem flüchtigen Achselzucken geantwortet. Woher hatte der Vater erfahren und was wußte er eigentlich — fragte sie sich nun mit stillem Wangen.

„Also — was hast du mit dem Lieutenant?“ wiederholte der Vater seine Frage kurz und streng.

„Nichts, Papa,“ erwiderte das junge Mädchen mit ziemlich fester Stimme, „nichts weiter, als daß ich mit ihm getanzt habe. Du weißt, ich lernte ihn im vorigen Winter auf dem Logenball kennen.“

„So! Und sonst bist du mit ihm nicht zusammen getroffen?“ Der Blick des Beamten ruhte inquisitorisch auf dem Gesicht seiner Tochter, die unwillkürlich ihre Augen niederschlug.

„Nein, Papa,“ stammelte sie, während das Bewußtsein der Lüge ihre Wangen dunkelrot färbte.

„Lügnerin!“ Heftig kam es aus dem Munde des Erzürnten, der mit der geballten Hand auf den Tisch schlug.

Erblickend fuhr Grete zurück und hielt sich mit der Hand an der Lehne des in ihrer Nähe stehenden Stuhles fest, während Frau Scharfenberg mehr neugierig und verwundert als erschreckt auf ihren Gatten blickte.

„Seit Wochen unterhältst du mit dem Lieutenant ein Verhältnis?“ fuhr dieser in erregtem, entrüstetem Tone fort. „Auf der Liebhener Chaussee habt ihr eure Zusammenkünfte. Dort seid ihr mehreremale gesehen worden. Man hat es mir hinterbracht.“ Der zornige Mann ging, wie es seine Gewohnheit war, wenn ihn irgend etwas erregte, mit heftigen Schritten auf und ab.

Frau Scharfenberg saß sprachlos, vollständig in Anspruch genommen von den Gefühlen und Gedanken, welche die überraschende Mitteilung in ihr erweckte. Das zwischen Grete und dem hübschen, adligen Offizier war also wirklich ernsthaft? Mehr als eine bloße Täuschung, eine bedeutungslose Ball-Liebelei? Herr von der Hellen liebte ihre Tochter? Sie wußte im ersten Moment nicht, sollte sie sich ärgern oder freuen. Daß Grete sie, die Mutter, nicht zur Mitwisserin ihrer heimlichen Beziehungen zu dem Lieutenant gemacht, kränkte sie. Doch das Schmeichelhafte, das für sie, die einfache Frau, in dem Gedanken lag, daß ein Offizier sich ernsthaft in ihre Tochter verliebt hatte, überwog zuletzt, und es waren durchaus nicht unfreundliche Blicke, mit denen sie jetzt zu Grete hinübersah.

Diese stand stumm und bleich. Das Schuldbewußtsein drückte sich überzeugend in ihrer Haltung und in ihren Mienen aus. Sie machte gar keinen Versuch mehr zu leugnen.

Der schwer gekränkte Vater unterbrach sich in seinem Gange und, dicht vor seiner Tochter stehend bleibend, machte er seinem Unmut und seinem Groll Luft. „Hast du dir denn nicht gesagt, daß du Schmach und Schande über dich, über uns alle bringst? Hast du denn gar kein Gefühl für Anstand und Ehre? Bist du denn nicht zu gut, dich von einem solchen Windbeutel von einem Lieutenant, der sich in der kleinen Garnison langweilt, ins Gerede der Leute bringen zu lassen?“

Grete schwieg, obgleich die letzten Worte des Vaters sie empfindlich trafen. Ihre auf die Lehne des Stuhles sich stützende Hand zitterte heftig, ihre Brust wogte stürmisch, und das zurückflutende Blut färbte ihre Wangen bis zur Stirn hinauf mit dunkler Röte.

Frau Scharfenberg aber machte aus ihrem Unmut keinen Hehl. „Aber Rudolf,“ wandte sie sich uneingeschüchtert, mit ihrer lauten Stimme, die gewöhnt war, sich im Familienrat Geltung zu verschaffen, gegen ihren Gatten, „du thust ihm und ihr Unrecht. Der Lieutenant von der Hellen macht gar nicht den Eindruck eines Windbeutels, und was Grete betrifft, so —“

Weiter kam sie diesmal nicht. Der Angeredete fuhr zornig herum. „Du — schämst du dich denn gar nicht?“ brauste er auf. „Anstatt dem thörichtesten Mädchen den Kopf gehörig zurechtzusetzen, bestärkst du sie noch in ihrem Unverständnis? Ueberhaupt dich als die Mutter trifft die Hauptschuld. Du hättest sie besser bewachen sollen.“

Frau Scharfenberg ließ sich nicht so leicht zum Schweigen bringen, umfoweniger als sie sich als die mit Unrecht gekränkte betrachtete. „Soll ich mir das große Mädchen vielleicht ans Schürzenband anbinden?“ entgegnete sie schlagfertig. „Grete ist doch kein Kind mehr, sie soll sich selbst bewachen, übrigens sehe ich gar nicht ein, was Schlimmes daran wäre —“

Der Beamte, den die Worte seiner Frau immer mehr in Harnisch brachten, rekte in einer Gebärde fassungslosen Grimmes beide Arme in die Luft. „Weiß!“ rief er mit an-

schwellender Stimme, „bist du denn ganz und gar von Sinnen? Bildest du dir denn ein, daß der Herr Lieutenant etwas anderes will, als sich ein bißchen Zerstreuung schaffen? Wenn ihn die Sache langweilt, dann läßt er das Mädchen laufen. Für ihn hat's ja weiter keinen Nachteil. Das Mädchen aber ist blamiert und kriegt in ihrem ganzen Leben keinen rechtshaffenen Mann mehr.“

In Grete kämpfte der ihr angeborene und anerzogene Respekt vor dem Vater mit der Empörung, die seine harten Worte in ihr erzeugten, einen schweren Kampf. Jede seiner nichtachtenden Äußerungen, besonders die, welche sich gegen den Geliebten richteten, berührten sie wie eine körperliche Mißhandlung, und ein heiliger Eifer, ihn gegen den Vater in Schutz zu nehmen, regte sich von Minute zu Minute stärker in ihr. Doch noch ehe sie ihre Furcht vor dem Vater und ihre jungfräuliche Zurückhaltung so weit zu überwinden vermocht hatte, um einen offenen Widerspruch zu wagen, hatte die Mutter schon wieder das Wort ergriffen.

„Ich bin anderer Ansicht als du,“ sagte sie, und der scharfe Klang ihrer Stimme bewies, daß auch sie immer mehr in Aufregung und Aerger hineingeriet, „ich bin der Meinung, der Herr Lieutenant meint es durchaus ernst und ehrlich. Und warum sollte er nicht,“ fügte sie mit einem wohlgefälligen Blick auf ihre Tochter hinzu, „Grete ist ebenso gebildet wie die Töchter des Majors von Heister und die des Gerichtsdirektors Hagemann. Sie hat die höhere Töchterschule besucht und in der Selektta gelesen. Und was die Schönheit betrifft, so braucht sie sich in dieser Beziehung erst recht vor keiner anderen zu verstecken, im Gegenteil, sie —“

Der sonst ruhige und maßvolle alte Beamte ließ sich von dem in ihm lodenden Aerger hinreißen, mit der Faust so heftig auf den Tisch zu schlagen, daß seine Gattin dadurch am Weiterprechen verhindert wurde. „Ich sage dir,“ schrie er, während die Muskeln in dem mageren, knochigen Gesicht zuckten und die ganze Gestalt, die sich wieder vornüber geneigt hielt, erbebte, „ich sage dir, die Geschichte mit dem Lieutenant nimmt ein Ende oder —“

Die Stimme versagte dem alten Manne, den die Aufregung zu erschöpfen begann. Er fuhr sich mit der zitternden Hand über die feuchtgewordene Stirn, räusperte sich einmal und holte tief Atem, bevor er fortfuhr: „Bist du denn so verblendet, Frau, daß du dir einbildest, er dächte daran, unsere Tochter zu heiraten? Fällt ihm auch nicht im Traume ein!“

„Warum — warum denn nicht?“ warf Frau Scharfenberg schon etwas kleinlauter ein. Sie hatte ihren Gatten noch nie so erzürnt gesehen, und sie fing nun doch an, sich ernstlich vor ihm zu fürchten.

„Warum nicht?“ wiederholte er mit einem kurzen, spottenden Aufschauen. „Weil er Offizier ist und als solcher zum ersten Stande im Staat gehört, und weil ich nur ein armer Subalternbeamter bin. Begreifst du denn nicht den ungeheuren gesellschaftlichen Abstand zwischen seiner und unserer Stellung?“

Grete folgte dem Gespräch in einem Zustande fieberhafter Spannung und Erregung. Frau Scharfenberg aber schüttelte den Kopf. Es war nicht das erste Mal, daß die bescheidene Art ihres Gatten, der nichts aus sich zu machen liebte, sie verdroß. Sie aber war der Meinung, daß sie sich dreist zu den ersten Familien des Städtchens rechnen könnten.

„Du bist königlicher Beamter,“ entgegnete sie, „und verkehrt mit den angesehensten Männern der Stadt. Der reiche Kaufmann und Stadterordnete Burow ist dein Onkelbruder, und mit dem Amtsgerichtsrat Lebel spielst du alle Sonnabend deine Partie. Wir gehören zur Loge und zur Mittwochsgesellschaft, und wenn du nicht immer so zaghaft wärest, hätten wir längst die Kasinohalle besuchen können.“

Der alte Mann hatte die Finger ineinander verschränkt und bewegte die gefalteten Hände mit einem Anflug von Trauer und Verzweiflung mehrmals heftig auf und ab. „Weiß, Weiß,“ jammerte er, „Dein Hochmutssteufler wird uns noch alle ins Unglück bringen. Wenn die Herren vom Gericht mit mir am Bierisch verkehren, so thur sie es, weil — weil hier in der kleinen Stadt die Auswahl nicht groß ist und weil sie wissen, daß ich mich nicht übernehme und den Unterschied der Stellungen zu würdigen weiß. In die Kasino-gesellschaft aber gehören wir nicht, und ebensowenig denkt der Herr Lieutenant daran, die Tochter des ehemaligen Unteroffiziers zu seiner Frau Lieutenant zu machen! Verstanden? Grete aber sollte sich für zu schade halten, sich von dem leichtsinnigen und gewissenlosen Patron in den Mund der Leute bringen zu lassen.“

Er warf einen bekümmerten Blick nach seiner Tochter hinüber. Grete jedoch war zu sehr von dem, was in ihr vorging, in Anspruch genommen, als daß sie darauf geachtet hätte. Die letzte Bemerkung des Vaters dünkte ihr so grausam und ungerecht, daß sie von tiefer Bitterkeit erfüllt wurde. Ihr Mädchenstolz fühlte sich schwer verletzt, und ebenso sehr glaubte sie sich in ihren heiligsten Gefühlen gekränkt. Das Bild des Geliebten, das in ihrer schwärmerischen Mädchenphantasie lauter und untadelhafter wie ein Ideal thronte, wurde durch ihres Vaters Worte in den Staub gezerzt. Klaus, er, der Gute, Edle, der so zart um ihre Liebe zu werden gewußt, sollte ein leichtsinniges, frevels Spiel mit ihr getrieben haben? Die heiligen Schwüre, die er ihr geleistet, seine Versicherungen unvergänglicher, treuester Liebe, die sie mit Stolz und Entzücken erfüllt, sollten Lügen, nichts als Lügen gewesen sein? Es war ein schnöder Frevel, diesem Gedanken auch nur einen Augenblick Raum zu geben.

„Papa,“ stieß sie, fliegenden Atems, hervor, sich hoch aufrichtend, mit den blickenden Augen dem erstaunten Vater fest ins Gesicht schauend, „Papa, du — du kennst Herrn

von der Hellen nicht, und du thust ihm fürchtbar Unrecht. Er ist nicht leichtsinnig und gewissenlos, und was er sagt, das hält er, und er hat mich mehr als einmal seine — seine Braut genannt.“

Dem Alten schoß die Hornesröte ins Gesicht, als er seine Tochter so sprechen hörte. Er hatte ihr bisheriges Schweigen für Zerknirschung ausgelegt und geglaubt, seine Worte hätten sie zur Erkenntnis ihrer Thorheit gebracht. Und nun mußte er hören, daß es nicht nur ihre schwärmende, unreife Mädchenphantasie gewesen, die seiner Tochter eine Zukunft als Frau Lieutenant vorgegaukelt, sondern daß der Lieutenant selbst sich nicht entblödet, dem leichtgläubigen, unerfahrenen Ding so unmögliche Ideen in den Kopf zu setzen. Das war mehr als leichtsinnig!

„So, also seine Braut hat er dich genannt,“ zischelte der Beleidigte, von tiefster Entrüstung durchbebt. „Und du, du dummes, leichtsinniges Ding, hast ihm aufs Wort geglaubt?“ Des Alten gebeugte Gestalt richtete sich wieder straff empor, und ein Zug finsterner Entschlossenheit trat in seinen zuckenden Mienen hervor. „Ich werde den Herrn Lieutenant auffuchen, sobald ich dienstfrei bin, und ihm meine — meine Meinung nicht verhehlen. Der Herr Lieutenant mag mit seiner Liebe beglücken, wen er will, das soll mich wenig kümmern. Meine Tochter aber soll er in Ruhe lassen, oder ich — ich gehe zu seinem Kommandeur.“

Der Alte wandte sich zur Thür und verschwand, noch ehe eine der Zurückbleibenden ein Wort der Gegenrede gefunden.

Eine ganze Weile saßen Mutter und Tochter sprachlos. Greten hatten die letzten Worte ihres Vaters einen nicht geringen Schrecken eingeblöst. Wenn der Vater seine Drohung wahr machte?

Aber die Mutter ließ ihr keine Zeit, über diese beunruhigende Frage nachzudenken. Nachdem sie ihre anfängliche, durch die ungewöhnliche Heftigkeit des Gatten erzeugte Erfarrung überwunden, erhob sich Frau Scharfenberg lebhaft und eilte zu Grete hin, die sich auf einen Stuhl am Sofa sitzend hatte fallen lassen und ihren Kopf schwer in die Hand stützte. „Mädel, nun sage mal,“ redete sie auf die Tochter eindringlich ein, halb Vorwurf, halb Bitte im Ton ihrer Stimme, „was ist's eigentlich mit dem Lieutenant? Und warum hast du mir nicht längst davon erzählt? Na, so sprich doch! Vor mir, deiner Mutter, brauchst du ja kein Geheimnis zu haben.“

Doch Grete strebte, sich von dem umschlingenden Arm ihrer Mutter freizumachen. Das Herz lastete ihr schwer in der Brust. Die Drohung des Vaters hatte sie in lebhafteste Bestürzung versetzt. Wenn der Vater Ernst machte und Klaus wirklich zur Rede stellte, so konnte dadurch leicht das Glück ihrer ganzen Zukunft in Frage kommen. Klaus war zart und feinfühlig und eben deshalb empfindlich und leicht verletzt. Wenn der Vater nun plötzlich mit der Miene des Beleidigten, Empörten vor ihn hintrat und ihn mit seinen Vorwürfen überschüttete, so —

Das junge Mädchen, dem diese qualenden Gedanken blitzschnell durch den Kopf schossen, stöhnte schmerzlich auf. Sie mochte gar nicht daran denken, was alles daraus entstehen konnte. Sie durfte es nicht dahin kommen lassen, sie mußte irgend etwas thun, um einen feindlichen Zusammenstoß der beiden ihr teuren Männer zu verhindern.

„Was meinst du?“ fuhr die Mutter fort, als Grete auf ihre ersten Fragen keine Antwort gab, „was meinst du: ob ich nicht einmal mit dem Lieutenant spreche? Zu wann habt ihr euch verabredet? Oder ob ich zu ihm schicke und ihm sagen lasse —“

Grete fuhr entsetzt empor. Um Himmelswillen! Wenn sie sich ihrer Mutter wenig zurückhaltende Art, ihre ungenierte Redeweise vorstellte, noch dazu in einer so delikaten Angelegenheit, so überließ es sie heiß und kalt. „Du entschuldigst, Mutter,“ entgegnete sie ausweichend und ihre Hand an die Stirn legend, „ich habe so fürchtbare Kopfschmerzen und will mich ein wenig ausruhen. Wir sprechen später darüber.“

Damit enteilte sie und schloß sich in ihr Zimmer ein. Auch zu Mittag erschien sie nicht im Kreise der Familie, sondern entschuldigend sich mit Krankheit und Appetitlosigkeit.

Die Mittagstafel im Wohnzimmer verlief außergewöhnlich still. Das Familienhaupt saß finster schweigend, mit gerunzelter Stirn und düster blickenden Augen, Frau Scharfenberg beobachtete ihren Gatten mit verstohlen forschenden Blicken. Der zehnjährige Paul und das zwölfjährige Töndchen verhielten sich, mit scheuen Seitenblicken auf den grollenden Vater, mäusehinstill und wagten nicht, auch nur einmal den Mund aufzuthun.

Indes saß Grete in ihrem Stübchen vor dem geöffneten Schubfach ihrer Kommode, eine Photographie in den auf ihrem Schoß gefalteten Händen. Mit ganzer Seele versenkte sie sich in den Anblick des Bildes, das ihr der Geliebte vor Wochen in einer glücklichen Stunde gegeben. Diese Augen sollten gesehelt, dieser Mund gelogen haben? Unmöglich! Nie würde sie dem Argwohn, den die Worte des Vaters in ihre Seele zu säen beflissen gewesen, Raum geben.

Mit einem leisen Seufzer ließ Grete die Photographie wieder in das Schubfach zurückfallen und ergriff ein Päckchen mit einem schmalen, roten Seidenband umwickelter Blätter — Zeugen einer glückseligen Vergangenheit. Sie schnürte mit zitternden Fingern das Band auf, während ihr Geist in die vergangenen Tage zurückwanderte. Auf den Ballen der vorigen Saison war es gewesen, als sie ihm das erste Mal gegenübergetreten. Er hatte sie von allem Anfang an so auffallend ausgezeichnet, daß ihr leicht empfängliches Mädchenherz sich mit Entzücken und Stolz gefüllt hatte.

Er, der schönste Offizier der Garnison, huldigte vor allen Ballgenossen, unter denen sich die Töchter reicher und angesehener Männer befanden, gerade ihr, der ärmsten und einfachsten!

Ihr erstes Zusammentreffen auf der Chaussee war ein zufälliges gewesen, aber beide hatten den Zufall mit stiller Freude begrüßt. Von da an hatten sie sich regelmäßig jede Woche ein- oder zweimal getroffen, auch bei Regen und Sturm und Schnee, wenn auch dann nur auf wenige Minuten. Ein Wort, ein Händedruck, ein Kuß zum Abschied — das genügte, um die Liebenden für den Rest der Woche mit stillem Glücksgefühl zu beseligen.

Mit feuchten Augen sah die Sinnende auf die Blättchen hernieder, die er ihr auf Bällen, Konzerten oder auf dem Eise, unter den Augen der anderen, verflohen zugesteckt und die alle zärtliche Liebesgrüße in Prosa oder in Versen enthielten. Die Liebe hatte den Lieutenant zum Dichter gemacht.

„Vorüber ist der Tag. Die Nacht  
Krauscht schon im Laub der Bäume,  
O komm — komm süßer Schlaf herbei,  
Damit ich von ihr träume!“

Ein glückliches Lächeln umspielte für eine Weile den Mund der Lesenden, und ihre Augen leuchteten freudig auf. Dann hob sie das letzte Blatt, das obenauf lag, in die Höhe, und während ihr das Blut heiß in die Wangen schoss, las sie: „Ich grüße Dich, Herzensgeliebte! Ich küsse Dir Stirn, Augen, Mund und Hände. Welche wunderbare Wirkung Deine Liebe auf mich ausübt! Sonst der Ausgelassensten, Lustigsten einer im Kreise der Kameraden, bin ich jetzt still, in mich gefehrt und ernst geworden. Ich fliehe die lärmende Gesellschaft der Freunde und sitze am liebsten in meinem einsamen, traulichen Stübchen in Gedanken an Dich, Du Golbe, Einzige. Oft beschäftigt mich der Gedanke an die Zukunft, die ich mit allen Fibern meiner Seele herbeiträume und herbeiföhne, an jene wunderbare, selige Zukunft, die uns vereint sehen wird, einer dem andern in unvergänglicher, ewiger Liebe hingegeben.“

Das Herz pochte der Lesenden hoch auf, und ein Strahl inniger, stolzer Genugthuung brach aus ihren schwärmerisch blickenden Augen hervor. Sprach nicht aus diesen Worten klar die tiefste, ehrlichste und zugleich zarteste Liebe? Ging nicht überzeugend daraus hervor, daß Klaus keine höhere Sehnsucht kannte als die nach einer dauernden Vereinigung mit ihr?

Wenn sie nur gewußt hätte, wie sie ihrem Vater diese Ueberzeugung, von der sie selbst in jedem Nerv, in jeder Faser ihres Seins durchdrungen war, beibringen könnte! Ob sie dem Zweifelnden, Argwöhnischen diese Zeugnisse einer aufrichtigen, ehrlichen Neigung vorlegte?

Doch eine unüberwindliche Scheu, ihr jungfräuliches Gefühl sträubten sich gegen diesen Gedanken. Und zudem — würde ihr Vater die schwärmerischen Liebesworte, in denen Klaus sein Herz ergossen, für Beweise seiner redlichen Absichten gelten lassen?

Aber was konnte sie sonst thun, um der drohenden Begegnung, welche ihr Zukunftsglück gefährdete, die verletzende Spitze abzubreaken?

Aufgeregt sprang die Unglückliche empor und ging sinnend und ihren Kopf zermarternd im Zimmer hin und her. Es gab nur ein Mittel: sie mußte den Geliebten bewegen, den ersten Schritt zu thun, seinerseits vor den Vater mit einer offenen, ehrlichen Erklärung hinzutreten.

Ob sie an Klaus schrieb? Aber würde das geschriebene Wort, das nicht von dem Blick ihrer Augen, von dem Druck ihrer Hand, von dem lebendem Ton ihrer Stimme begleitet war, die erwünschte Wirkung auf den Geliebten hervorbringen?

Nein, nein, schriftlich ließ sich eine so schwierige, delikate Angelegenheit nicht erledigen. Ueberdies war es nicht sicher, ob ein Brief rechtzeitig in seine Hände gelangte. Morgen war Sonntag, am Vormittag war der Vater dienstfrei. Klaus aber mußte dem vom Vater geplanten Besuch auf alle Fälle zuvorkommen.

Nein, nicht schriftlich, mündlich mußte sie ihre Bitte an ihn richten, Auge in Auge. Sie mußte ihn vorbereiten, ihm alles erklären und dann mit der ganzen Kraft ihrer Liebe in ihn dringen.

Wo aber sollte sie den Geliebten sprechen, wie ihn benachrichtigen, daß sie ihn sehen müsse, noch heute, in wenigen Stunden?

Eine tiefe Entmutigung kam über das junge Mädchen. Weinend warf sie sich auf ihr Bett und rang in ratloser Verzweiflung die Hände.

Aber als der Nachmittag weiter und weiter vorrückte und die Dämmerung hereinbrach, streifte sie mit gewaltsamer Anstrengung die dumpfe Unthätigkeit von sich ab. Eine fieberartige Entschlossenheit kam über sie. Sie mußte Klaus sprechen unter allen Umständen!

Sie kleidete sich hastig an, zog einen dichten Schleier vor ihren Hut und verließ heimlich das Haus. In der Nähe von Klaus' Wohnung wollte sie sich postieren. Vielleicht, daß es ihr gelang, ihm zu begegnen oder seines Burschen habhaft zu werden. Durch diesen konnte sie dann den Geliebten bitten, zu ihr herauszukommen.

Das Herz klopfte der Dahineilenden zum Zerpringen. War es von der schnellen körperlichen Bewegung oder von der Gemütsregung, die, je näher sie dem Hause kam, in dem Klaus von der Hellen sein Zimmer hatte, desto mehr von ihr Besitz nahm?

(Fortsetzung folgt.)

## Prophezeiung.

Von Ida John.

Nachdruck verboten.

Osterglockenklang und Rauschen, Lichtesgruß erfüllt die Luft;  
Felsen träumen, Thäler lauschen, Jugend weht und Lieberduft.  
Bräutlich noch in Schleierfalten liegt die lenzgeküßte Flur;  
Tausend holde Bänder halten, tausend Rätsel, die Natur.  
Zauchzend durch die Lande windet sich der Wasser Wellenschar.  
Wer das erste Weilchen findet, bringt es seiner Liebe dar.

Sacht aus Waldestiefen schreitet eine Jungfrau wunderhold;  
Blonder Locken Fülle gleitet um ihr Haupt wie flüssig Gold;  
Hell das Festkleid, blau die Schleifen, blau ihr junges  
Augenpaar;

Sehnsuchtsvoll gen Himmel schweifen ihre Blicke, deutsch und  
wahr.

Wie vor all dem Schimmer zugend, hohem Sonnenglanze nah,  
Gold errötend, lieblich fragend, weilschenschüchtern steht sie da.

Weiß nicht, was mit ihr geschehen, wie verwandelt Herz und  
Sinn.

Ueberall nur ihn zu sehen wähnt die schöne Träumerin. —  
Warte nur: in wenig Tagen schmückt ein Ring die Elfenhand,  
Wird er deine Mutter fragen, dem dein Denken zugewandt!  
Lächle nur: auf Berg und Halde jede Lerche schmettert's laut:  
„Meines Mädchen, Kind vom Walde, morgen — morgen bist  
du Braut!“

## Die Frauen und das Studium.

Von Dr. Richard Wulckow, Großh. hess. Schuldirektor.

Nachdruck verboten.

Selbst die eingeleitetsten Gegner der Frauenemanzipation leugnen nicht, daß es zu allen Zeiten höchst geistreiche und geistestüchtige Frauen gegeben hat. Von der schönen und gelehrten Hypatia in Alexandria bis zu unseren modernen Geistesaristokratinnen läßt sich eine stattliche Reihe von Frauen nennen, die auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete sich die Unsterblichkeit errungen haben und die wackelige Theorie von der Inferiorität der Frau sehr fragwürdig erscheinen lassen. Wenn der vielgenannte Professor Lombroso in seiner wunderlichen Schrift: *Le crime politique et les révolutions* (Turin bei Rocca frères 1892) kurzweg behauptet, daß die Frauen keine geistigen Impulse zu geben imstande sind und wörtlich sagt: „In der geistigen Evolution fehlt die Frau vollständig, weil überhaupt weibliche Genies eine Ausnahme in der Welt sind“, so stehen diese unvorsichtigen Worte mit den Thatfachen im krassen Widerspruch. Eine Hypatia, eine Grosswita, eine Sophie Germain mit ihrer staunenswerten Geisteskraft und Gelehrsamkeit mögen Ausnahmen sein, aber die Zahl der Frauen, die gerade durch ihren Geist, Wiß und Geschmack, durch Anmut und feinste Bildung die bedeutendsten geistigen Impulse gaben und zur geistigen „Evolution“ unendlich viel beitrugen, ist eine überaus große. Wir dürfen nur daran denken, wie ganz anders das Leben Goethes und Schillers, Herbers und W. Humboldts, der beiden Schlegel und Tiecks, Mendelssohns, Beethovens und vieler anderer geistesmächtiger Männer sich gestaltet haben würde, wenn nicht der stete Verkehr mit geistig anregenden und empfangenden Frauen, in deren Nähe ein göltiges Geschick sie stellte, seine nachhaltige befruchtende Wirkung auf sie geübt hätte.

Nun ist es eine wunderbare Erscheinung, daß die geistige Kraft und der geistige Einfluß der Frau sich in der angegebenen Weise heutzutage nicht mehr in augenfälliger Weise geltend macht, vielmehr nach praktischen Zielen strebt und nach den verschiedensten Richtungen mit dem Manne in einen Wettbetrieb eingetreten ist, der im Augenblicke durch die Begründung eines Mädchengymnasiums (Karlsruhe), das zu Oftern seine Thore eröffnen wird, seinen charakteristischen Ausdruck, jedenfalls seine sichere Unterlage gewonnen hat. Theoretische Kämpfe für oder gegen das Studium der Frauen, mit denen wir ja in letzter Zeit genügend beglückt worden sind, bringen die ganze Frauenfrage keinen Schritt vorwärts, da alles Lebensberechtigte der grauen Theorie spottet; die Anstalt selbst, falls sie vernünftig und mit sicherer Kenntnis weiblicher Geistesart organisiert wird, wird nun zeigen müssen, ob ihre Begründung einem wirklichen Bedürfnis entsprach, oder ob, wie noch manche fürchten, ein Fiasko eintreten wird. Solange ein Mädchengymnasium nicht geistigen Bankrott gemacht hat, darf man das Frauenstudium nicht als etwas Unnatürliches und Unerhörtes hinstellen. Wer übrigens praktisch die geistige Leistungsfähigkeit so mancher Mädchen, ihre Willenskraft und Ausdauer kennen gelernt hat, wird an ein derartiges Fiasko, das sich ja nur in der Unfähigkeit zu ernster Geistesarbeit zeigen könnte, nicht recht glauben wollen.

Ob der Jubrand zu einer solchen Anstalt in der ersten Zeit ein bedeutender sein wird, ist zunächst gleichgiltig; als Prinzip muß festgehalten werden, daß in einem Kulturstaate ersten Ranges einem jeden Gelegenheit geboten werden muß, sich darin zu fördern und zu bilden, wozu ihn seine Begabung und Neigung treibt! Und daß es thatsächlich Mädchen giebt, denen ein ernster Sinn und Trieb zu wissenschaftlicher Betätigung innewohnt, werden alle diejenigen gern bezeugen, die von Amts wegen in der Lage waren, derartige unwidersprechliche Erfahrungen zu sammeln.

Die wunderlichen Folgerungen, die man aus ernster wissenschaftlicher Arbeit der Mädchen zu ziehen liebt, sind wenig stichhaltig. Noch vor wenig Jahren schrieb sonderbarerweise ein Mann wie C. v. Hartmann in seinem Buche: „Moderne Probleme“ in dem Kapitel „Die Lebensfrage der Familie“ folgende Worte nieder: „Das Einzige, was sie (die Mädchen) im Durchschnitt lernen, das ist — ihre nutzlose Zeitvergeudung mit mehr oder minder Grazie zu verschleiern, sei es durch Lesen der allerneuesten englischen und französischen Schauderromane,

der einzigen Frucht ihrer Sprachstudien, sei es durch Klavierklümpeln, sei es durch zwecklose augenverderbende Handarbeiten.“ Und ferner: „Man kann sagen, daß der letzte handgreifliche Grund unserer verschrobenern Weiber (soll wohl heißen: der Verschrobetheit unserer Weiber) in dem höheren Töchterchulwesen liegt, das sich erst in dem letzten Jahrhundert entwickelt hat. Könnten wir diese Entwicklung mit einem Streich rückgängig machen und unsere Töchter auf das Niveau der Volksschulbildung, mit dem unsere Großmütter sich begnügen mußten, zurückschrauben, so würden sie ebensowenig, wie diese es thaten, sich für zu vornehm und zu gebildet zur Erfüllung ihrer natürlichen und sozialen Pflichten, zur Kinderpflege und Hausarbeit halten.“

Ich glaube nicht, daß heute noch irgend jemand im Ernste solche Behauptungen aufstellen, solche Wünsche ansprechen wird, ohne sich strengster Zurechtweisung oder scharfem Spotte auszusetzen. Denn es ist doch wohl ziemlich bekannt, daß eine stattliche Reihe von deutschen Schulen und in ihnen eine große Zahl verständiger und denkender Lehrer es sich zur ernst erfassten Lebensaufgabe machen, die Mädchen durch einen sorgfältig gewählten und geordneten Lehrstoff an Anschauen, Nachdenken und Urteilen zu gewöhnen und sie zu selbständiger geistiger Arbeit zu erziehen, daß ein frischer und lebendiger Obem in die höheren Schulen für Mädchen, soweit sie diesen Namen verdienen, Eingang gefunden hat, der sich mit mechanischem Drill und bloßem Gedächtnisstram nicht verträgt. Sollte das nur dem „Philosophen des Unbewußten“ nicht bekannt sein? Es ist doch wirklich ein kühnes Unternehmen, das mißsamer und allmählich errungene Bildungsniveau der deutschen Frauen um zwei Menschenalter zurückzuschrauben, sie also ruhigen Blutes und aus wissenschaftlicher Ueberzeugung in die Bande der Unwissenheit, „der schlimmsten unter allen Formen der Knechtschaft“ zurückzuschleudern zu wollen!

Wenn heute mehr als jemals auf eine tiefere Geistesbildung der Frau gehalten wird, so hat das noch einen besonderen stichhaltigen Grund. Die wissenschaftliche Auszubildung des Geschlechts ist, so unwahrscheinlich es im ersten Augenblicke klingen mag, heutzutage schwerer als früher. Der Wellenschlag des großen vielgestaltigen Lebens erfährt auch die weibliche Welt; der wachsende Wohlstand hat uns neue Bedürfnisse kennen gelehrt, der einbrechende Luxus hat den Sinn für geistige Reichthümer zurückgedrängt. Der erleichterte Verkehr ladet zu Reizen und zerstörenden Ausflügen ein; die Geselligkeit, die künstlerischen Genüsse fordern ihr Recht; ernste stille Arbeit und zurückgezogenes Vertiefen in die Welt des Geistes ist erschwert. Die Zahl der völlig Unwissenden wird zwar kleiner, kleiner wird aber auch der Kreis der wahrhaft kultivierten und geschulten Geister, die zu einem harmonischen Gleichgewicht des Erkennens, des Gefühls, der Sitte gelangt sind. Wir leben im Zeitalter der Halbbildung. Diesen Erscheinungen gegenüber ist es völlig naturgemäß, daß eine straffere geistige Disziplin, eine ernstere Schulung für diejenigen geschaffen wird, bei denen sich der nötige Grad geistiger Veranlagung mit dem lebhaften Trieb nach geistiger Erkenntnis vereinigt und die daher nach einer größeren Beteiligung an den Bildungsschätzen der Nation streben wollen.

Am meisten wird gegen die vertiefte Geistesbildung der Frauen noch geltend gemacht, daß eine solche sie ihrem „natürlichen Beruf“ entfremde, sie zu einem „gleichgiltigen Geschlecht von Blauschürmpfen“ erziehe und sie für Hauswesen und Wirtschaft völlig ungeeignet mache. Dieser Vorwurf beruht auf ganz falschen Voraussetzungen; thatsächlichen Erfahrungen entspricht er nicht. Freilich kann nicht bestritten werden, daß eine Zahl von Mädchen giebt, die zu wirtschaftlichen Dingen, zur eifrigen Bethätigung ihrer Kraft im Haushalt, zur liebevollen und treuen Erfüllung „ihrer natürlichen und sozialen Pflichten“ weder Sinn noch Neigung haben. Hier muß aber eine sehr wesentliche Unterscheidung gemacht werden. Es giebt leider eifrige Mädchen, deren Grundzug überhaupt Oberflächlichkeit, Leichtsinns, Gleichgiltigkeit gegen jede Form einer ernsten Beschäftigung ist, die gewissermaßen in gedankenloser Bequemlichkeit und Vergnüglichkeit den Zweck ihres Daseins sehen. Auf diese mögen manche Züge des grauenhaften Hartmannschen Bildes passen; es ist aber verkehrt, sie als Durchschnittsmädchen und als Produkte oder Opfer der heutzutage Schulbildung hinzustellen. Denn eine gute Schule ist gerade bemüht, durch ernste geistige Zucht, die jeden Unterrichtsgegenstand durchdringen soll, gegen solche gleichgiltige und leichtfertige Lebensführung anzukämpfen. Bisweilen haben solche Bemühungen Erfolg, besonders dann, wenn die Zucht der Schule durch die des Elternhauses unterstützt wird, in manchen Fällen läßt sich dieser leichtfertige Sinn, diese Scheu vor Arbeit und strenger Pflichten nicht bannen. Die Erfahrung zeigt, daß diejenigen Mädchen, die auf der Schule flüchtig und lässig sind, auch für häusliche und wirtschaftliche Dinge meistens nicht zu haben sind, da ihnen überhaupt jedes ernste Lebensinteresse, jeder Begriff von ausdauernder und treuer Pflichterfüllung fehlt, daß dagegen umgekehrt die tüchtigen und leistungsfähigen Mädchen sich vielfach gern in Haus und Wirtschaft nützlich machen und in dieser freudig geleisteten Bethätigung den normalen und gefunden Ausgleich gegen die Geistesarbeit der Schule suchen und finden. Man kann es wirklich nicht oft genug wiederholen, daß eine gründliche Frauenbildung weit davon entfernt ist, die Wirtschaftlichkeit auszuschließen, daß sie vielmehr im Verein mit vernünftiger ethischer Einwirkung den wirtschaftlichen häuslichen Sinn begünstigt, weil sie die Mädchen lehrt, das Leben nicht allzu rosig zu erfassen, sondern ernst zu denken, zu urteilen und zu arbeiten. Franz v. Holtendorff, der in Sachen der Frauenbildung ein sehr kompetentes Urteil hatte, sagt in einem seiner Essays sehr treffend: „Nicht wenige Väter sind kurzichtig genug zu glauben, daß die verminderte wirtschaftliche Tüchtigkeit ihrer Töchter daher stamme, daß sie zu viel lernen müssen. Die Wahrheit ist aber, daß sie zu wenig gründlich gelernt haben und jener strengeren Schulung entbehren, die sie zur klaren Erkennung ihrer Lebensziele, zur freien und selbständigen Verwaltung des Hauswesens befähigen würde. Der allgemein gefürchtete Blauschürmpf ist nicht das Ergebnis eines tüchtigen, sorgfältigen und gründlichen Unterrichts, sondern vielmehr der oberflächlichen, fast stets anmaßenden Halbbildung.“

Nun muß aber noch mit einer besonderen Klasse von Mädchen gerechnet werden, denen zwar häuslicher Sinn und Neigung zu praktischer Thätigkeit abgeht, die aber keineswegs leichtfertig oder gleichgiltig gegen ernste Thätigkeit überhaupt sind. Ihr Sinn ist nach innen gewandt und kümmernt sich wenig um die realen Dinge der äußeren Welt, dafür findet er

aber Freude und Genugthuung an der Pflege des Geistes, am stillen Genuß ernster wissenschaftlicher Thätigkeit. Und die „Müßiggänger“ unter diesen wissen sich sogar neben ihrer eifrigen Geistesarbeit noch einen gewissen praktischen Sinn, Freude an der Arbeit in Hauswesen und Wirtschaft zu wahren. Doch das nur beiläufig. Ob wir diesen eigen gearteten, geistig regen Naturen in gebührender Weise Lob und Anerkennung zollen, ob wir ungerecht genug uns bemüht fühlen, sie als verschrobene Frauenzimmer zu bezeichnen und zu verhöhnen und sie als unweiblich und ihrer natürlichen Bestimmung entfremdet bekämpfen zu wollen, verschlägt für die Sache selbst nichts; sie sind einmal vorhanden (wie ja übrigens auch unter den Männern), und sie dürfen nicht ignoriert, vielmehr muß ernstlich erwogen werden, wie diese Klasse der Allgemeinheit am besten nutzbar gemacht werden kann. Sie als ein krankhaftes Produkt der heutigen Zeit und Bildung und Schule zu bezeichnen, ist für eine ernste Widerlegung nicht geeignet; solche Mädchen bringen den geistigen, ehrenwerten Trieb, die Abkehr von wirtschaftlichen Dingen schon in die Schule hinein und nehmen ihn auch wieder meistens mit hinaus, wenn diese auch gegen die Einseitigkeit ankämpft und auf die natürliche Bestimmung des Geschlechts, auf Haus und Familie den Bögling energisch hinweist. In jedem Falle bilden diese Mädchen das geeignete Material für das wissenschaftliche Studium, und es kann schon heute mit ziemlicher Bestimmtheit angenommen werden, daß die Regierungen dem Studium der Frauen keine Schwierigkeiten mehr in den Weg legen werden! Daß der rührige und auf die Erreichung praktischer Ziele gerichtete Weimarer Frauenverein „Reform“ den ersten sichern Schritt auf diesem Gebiete gethan hat und ein Mädchengymnasium ins Leben ruft, wird vielleicht in vielen Kreisen jetzt noch mit Gleichgültigkeit und kühler Skeptik angesehen werden; später wird man darüber gewiß anders denken. Wenn man gegen das Frauenstudium kämpft, so muß man seine Waffen aus dem Arsenal der Logik und Vernunft holen, nicht, wie es meistens geschieht, mit Schlagwörtern oder mystischen Redensarten hantieren, die den Eindruck hervorrufen sollen, als stecke ein tiefer verborgener Sinn dahinter.

Jüngst noch hieß es in einer bedeutenden Zeitung: „Es ist sehr fraglich und der Ueberlegung wert, ob die Bildung, die den thätigen Mann frei macht, der Frau ähnliche Dienste leistet. Der Mann setzt die empfangene Bildung gewissermaßen in Thaten um, er ist aktionsfähig. Die Frau oder das junge Mädchen trägt das wie Ballast herum.“ Es ist wirklich erstaunlich, wie gedankenlos heute noch geurteilt wird! Bei Männern also hat die Bildung eine befreiende Kraft, bei Frauen wirkt sie wie Ballast! Und soll der Mann wirklich ausschließlich im Besitz der Fähigkeit sein und bleiben, seine empfangene Bildung in Thaten umzusetzen? Giebt es nicht jetzt schon genug Frauen, die ihre höhere Geistesbildung als Lehrerinnen, Ärztinnen, Schriftstellerinnen zu verwerten wissen? Und ist nicht die begründete Aussicht vorhanden, daß diese Zahl wächst? Oder sollen die Frauen mit jener dunklen Bemerkung überhaupt als „aktionsunfähig“ bezeichnet werden? Und gesetzt wirklich den ganz undenkbarsten Fall, daß die Frau zur Thatenlosigkeit verdammt sei — sollte sie sich nicht durch tiefere methodische Geistesbildung wenigstens geistig frei machen können, wenn es ihr auf wirtschaftlichem Wege bisher verjagt ist, frei von engen Vorurteilen, Satzungen und Formen?

Mit der Frauenfrage geht es wie mit den Darbietungen der Bühne. Ein jeder hat ein fertiges Urteil darüber; wie er aber dazu gekommen, ob er überhaupt ein wirkliches Recht zu urteilen hat — das ist die große Frage! Ich meine jedoch, daß auf allen Gebieten, also auch auf dem der Frauenfrage und Frauenbildung nur diejenigen das Wort ergreifen sollten, die entweder nützliche und fruchtbare Gedanken theoretisch zu entwickeln oder durch ihre langjährige Erfahrung und Beobachtung weiblicher Geistesveranlagung brauchbare Bausteine für künftige Gestaltungen und Einrichtungen beizubringen vermögen.

## Zur Schönheitspflege.

Nachdruck verboten.

I.

Der Begriff der Schönheit ist bekanntlich recht verschieden und dehnbar, er läßt sich nicht durch allgemeine gültige, feste Regeln begrenzen. Philosophen und Künstler stellen abweichende Anforderungen, und in noch viel höherem Grade gilt das für die verschiedenen Klassen und Zeiten. Selbst die herrschende Mode vermag den Begriff der Schönheit, allerdings nur in engeren Grenzen, zu alterieren. So groß aber der Unterschied nach diesen verschiedenen Richtungen hin auch sein mag, ein Wunsch befeelt mehr oder weniger alle: die natürliche Schönheit des Körpers zu heben, schöner als andere zu sein und einem vorzuehenden Ideale möglichst nahe zu kommen.

Dieser Wunsch ist keineswegs, wie manchmal irrigerweise

bezeichnen hätte, so werden das sicherlich manche sogar für einen Vorteil erklären. Sie sollten sich aber die Frage vorlegen, ob sie denn ihrerseits wirklich gar nichts gethan haben, um der Natur nachzuhelfen. Sie werden es nicht leugnen können. Schon bei den Völkern niederster Kultur ist ein mächtiger Trieb vorhanden, sich schön zu machen, und es wäre ganz verfehlt, diesen Naturtrieb zu unterdrücken. Es läßt sich also über die Berechtigung des Gebrauches von Schönheitsmitteln an sich gar nicht streiten, es fragt sich nur, wie weit man damit gehen darf. Warum wollte man auch dem einen verwehren, durch Kunst das zu erreichen, was die gütige Natur dem anderen ohne sein Zutun mit auf den Weg gegeben hat? Nur die Uebertreibung sollte man hassen. Hierfür aber allgemein festzuhaltende Grenzen vorzuschreiben, ist ebenso unmöglich, wie für das, was wir als Schönheit bezeichnen. Es muß der Individualität eines jeden überlassen bleiben, den rechten Mittelweg zu finden, und es ist zweifelsohne ein nicht unwichtiger Teil der Erziehung, darin grundlegend zu wirken.

Wir können es nur als wohlberechtigten Stolz der sorgenden Mutter anerkennen, wenn sie es verstanden hat, die ihrem Kinde angeborene Schönheit, ein so wertvolles Geschenk, recht zu entwickeln, das erblühende Ebenmaß ihrer Tochter voll zu entfalten.

Man sollte nun meinen, daß wenigstens die elementarsten Dinge der Schönheitspflege nirgends unterlassen würden. Dem ist leider nicht so. Ganz abgesehen von dem, wie erwähnt, meist viel zu wenig geübten Gebrauche der Bäder und den daraus entstehenden, gesundheitlichen Nachteilen, sind schlechter Gang, schiefe Haltung, hohe Schultern, vorstehende Zähne und dergleichen nur zu oft auf Nachlässigkeit der Eltern zu schieben, es hätte das durch rechtzeitige Gewöhnung oder durch geringfügige, ärztliche Eingriffe in der Jugend vermieden werden können. Später im Leben ist es dann schwer, oft unmöglich, noch etwas daran zu ändern. Kleine Kinder aber besitzen einen außerordentlichen Nachahmungstrieb, und es dürfte ihnen die Pflege beispielsweise der Zähne durch nichts leichter beizubringen sein, als dadurch, daß sie vom ersten Jahre an die Mutter täglich Bürste und Mundwasser gebrauchen sehen und so früh wie möglich selbst daran gewöhnt werden. Es ist deshalb auch nichts gefährlicher, als ein Kind der Wartung gleichgültiger Kindermädchen zu überlassen. Gerade in Bezug auf die erste und notwendigste Schönheitspflege heißt das am meisten sündigen.

Indessen, so gute Seiten der Kosmetik abzugewinnen sind, so sind auch deren schlechte vorhanden. Dahin gehört die leider so oft zu beobachtende Uebertreibung, welcher der wahren Förderung der Schönheitspflege nur im Wege stand, sodann die Leichtgläubigkeit und Vertrauensseligkeit der Laien, welche den unsinnigsten Anpreisungen gewissenloser Fabrikanten Gehör schenken, mindestens zum materiellen, oft aber auch zu ihrem leiblichen Schaden. Erscheint es noch erklärlich, daß eine Frau Anna Ruppert in Berlin einen Vortrag, der übrigens ebenso durch Inhaltslosigkeit wie durch phrasenhafte Reklame sich auszeichnete, vor vollbesetztem Saale hielt, so ist es doch geradezu unverstänlich, daß so viele von diesen Zuhörerinnen nach den „Ateliers“ der Dame eilten, um deren Skin tonic — eine völlig wertlose dünne Sublimatlösung mit etwas Glycerin — mit dem Mehrhundertfachen ihres Wertes zu bezahlen.

Aber selbst wenn wir die materielle Ausbeutung ganz beiseite lassen, so hat der Geheimmittelkram immer noch seine großen Schattenseiten. Einige wenige dieser Mittel sind bei dem übertheuren Preise wenigstens zweckdienlich, die meisten jedoch völlig wirkungslos, viele sogar direkt schädlich. Es ist eine wichtige, leider oft unterschätzte Aufgabe des Hausarztes, gerade hier aufklärend und bessernd zu wirken: nur so würde ein wirksames Gegengewicht gegen die Schönheitsmittel-Reklame geschaffen.

Um auch unsererseits das Verständnis für eine richtige, den Fortschritten der modernen Therapie entsprechende Schönheitspflege anzubahnen und wenigstens einige Anleitung dazu zu geben, wollen wir in einer Reihe von Artikeln die einzelnen Gebiete der Kosmetik behandeln.

Dr. Th. Waage.



Mädchen aus dem Berner Oberland. Gemälde von D. Meyer.

behauptet wird, erst in der neueren Zeit entstanden oder auch nur zu einer besonderen Höhe getrieben. Im Gegenteil, er ist geunken, vielfach nicht zum Vorteile der Menschen. Schon in allerältester Zeit haben sich Ägypter, Juden, Griechen und Römer, die Träger aller Kultur, derartiger Schönheitsmittel — mögen es dem individuellen Gefühle solche sein oder nicht, das ist hier gleichgültig — bedient, wie sie noch heute gebraucht werden, und im Zenithe des gesellschaftlichen Interesses stand schon dazumal die Schönheit des Körpers. Wir können nicht behaupten, in der Kosmetik, die nicht nur eine Kunst, sondern auch eine Wissenschaft ist, besondere Fortschritte gemacht zu haben. Schon vor dreitausend Jahren schwärzte man die Wimpern, hob das lockende Rot der schwellenden Lippen, verliesh den Wangen auf zartem Weiß rosigen Anflug, machte das Haar glänzend und lockig gewellt und bediente sich kostbarer Parfüms. Vor allem aber war das Baden ein täglich geübter Gebrauch, und gerade hierin ist die heutige Zeit gegen die antike Welt recht zurückgeblieben. Kalte Bäder, im Winter mäßig warme mit darauffolgenden kalten Waschungen einzelner Körperteile sind von nicht hoch genug zu schätzendem Einflusse auf die Schönheit unseres ganzen Körpers.

Wenn eben gesagt wurde, daß unsere heutige Schönheitspflege große Fortschritte gegenüber dem Altertume nicht zu

### Aus den Rheinsberger Tagen.

*Nachdruck verboten.*

Ein wundervoller Tag, der 6. August! Der ganze Sommer des gegneten Jahres 1736 hatte keinen schöneren aufzuweisen! Eine leicht bewegte, duftige Sommerluft, ein Himmel von strahlender Bläue, und rings die Welt in farbiger Blütenfülle — wie war der Morgen so festlich und schön! Und wie frisch und fröhlich sahen die jungen Offiziere und Hofkavaliere aus, die im Garten des Kronprinzen Friedrich zu Ruppin — er selbst hatte ihn Amalthea getauft — um den jungen fürstlichen Wirt versammelt waren und zum Dejeuner wader die Gläser klingen ließen! Man saß in dem reizenden kleinen Tempel, den Knobelsdorff erbaut, und blickte über Teller und Glas hinweg in eine liebliche Landschaft hinaus.

„Möchte man's nicht fast bedauern, diese Idylle hier zu verlassen?“ rief der Prinz mit schwärmerischem Blick über die anmutige Umgebung. „Und die frohen Stunden, die wir hier bei Tag und bei Nacht erlebt — werden wir sie je vergessen!“

„Oublia-t-on jamais ce qu'on a une fois aimé?“

„Recht, lieber Jordan! Auch in dem schönen Rheinsberg, wohin uns nun die Ritterpflicht und der neue Besitz ruft, werden wir dies mit Liebe gehegte Plätzchen nie vergessen noch versäumen. In diesem Ihrem Tempel, teurer Knobelsdorff, wollen wir wenigstens einmal jeden Sommer uns wieder versammeln und die alten schönen Stunden goldener Freiheit und poetisch erfaster Lebenslust wiederholen.“

Wenn nicht inzwischen ein höherer Beruf unsern erlauchten Wirt von Rheinsberg ebenso wie von Ruppin abruft!“ warf bedeutungsvoll der junge kühnängige Rittmeister von Chajot ein.

„Nein — nein! nichts von höherem Beruf!“ entgegnete der Prinz mit erkünstelt leichtsinniger Miene. „Wir wollen lieber in etwas niedrigerem Range unser Leben genießen. Régner est bon, mais s'amuser vaut mieux! Und nun, meine Herren, auf — auf! Noch ein Steigbügeltrank und dann zu Rosß! Wir dürfen weibliche Schönheit und Anmut nicht auf uns warten lassen!“

Noch einmal klangen die feinen Kelche zum freudigen Hoch auf den prinzlichen Gastgeber, dann eilte alles zum Garten-

thor, wo die Reitknechte schon seit geraumer Zeit die ungeduldigen Rosse auf- und niederführten, und im leichten Sprunge saßen die ritterlichen Gestalten im Sattel. Allen voran der Prinz! Und in leichtem Galopp ritten sie die schattigen Gartenwege dahin und draußen, vor dem Orte, die langgestreckte Landstraße hinab.

Wenige Stunden genügten, um sie dem Ziele ihrer Reise zuzuführen; es war noch nicht Mittagszeit, als aus dichtem Grün das Schloßchen Rheinsberg vor ihnen aufstieg und der schöne See ihr Auge mit spiegelndem Glanze traf. Ein allgemeines „Ah!“ froher Ueberraschung erklang in der kleinen Kavallade, und selbst der Prinz hielt einen Augenblick seinen feurigen Trakehner an und blickte leuchtenden Auges zu dem Schloßchen hinüber. Ein tiefer Atemzug hob seine Brust, doch sprach er nichts, gab seinem Rappen die Sporen und sprengte, allen voraus, dem Ziele zu.

Am Portal wurden die schon vom Turm' aus längst beobachteten Reiter von der aufgestellten Beamten- und Dienerschar festlich empfangen. Der Hofmarschall von Wolden sprach, ehrerbietig an den hastig vom Rosß springenden Prinzen heran-



Kronprinz Friedrich in Rheinsberg. Gemälde von W. Amberg.  
Photographie-Verlag von Gustav Schauer, Berlin W.

treteud, ein paar glückwünschende Begrüßungsworte und empfang einen dankbaren Händedruck.

„Und alles ist bereit?“ fragte der Kronprinz, heiter um sich blickend.

„Alles! Auch ist soeben der Kurier, den ich auf die Späße ausgesandt hatte, zurückgekehrt und meldet, daß der Wagenzug Ihrer königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin in einer halben Stunde hier sein kann. Auf der letzten Strecke sind die Wege schlecht gewesen; anderenfalls hätten Ihre königliche Hoheit schon hier sein können.“

„Tant mieux pour nous!“ lachte der Kronprinz, „so sind wir noch glücklicherweise um die Beschämung gekommen, zu spät angelangt zu sein! Doch nun schnell, lieber Wolden, die Zimmer — die Zimmer!“

Durch das mit frischen Kränzen und Laubgehängen gezierte Portal eilte der Prinz, nur von Knobelsdorff auf seinen Wink begleitet, zu den für die Kronprinzessin bestimmten Zimmern und musterte sie heiteren Auges. Die Wände waren in jenen milden Farbentönen gehalten, die der Kronprinz liebte; geziert überdies mit flach geschnitzten und vergoldeten Emblemen ländlicher Beschäftigung, untermischt mit musischen Attributen; hier und da auch schöne Gemälde aufweisend, wie die Porträts des Königs und der Königin. An dem Plafond aber des Gesellschaftszimmers und des Boudoirs prangten farben- und figurenreiche Gemälde von Pesne, so sanft und weich im Kolorit gehalten, daß der Kronprinz wie auch Knobelsdorff sich ganz im Anschauen verloren.

Endlich standen sie an der Thür zum Schlafzimmer der Prinzessin. Lächelnd wandte sich der Prinz zu Knobelsdorff und sprach vertraulich: „Nicht wahr, Schelm, auch in dieses Abtön möchtest du gern einen Blick hinein werfen; aber nichts da! Die Luft laß dir vergehen!“

„Eure königliche Hoheit überschätzen mein Interesse,“ sprach Knobelsdorff, den gewohnten harten Ernst in Ton und Miene noch verschärfend. „Weibliche Schlafzimmer haben nichts Anziehendes für mich!“

Der Prinz lachte laut auf. „D'autant mieux, mon ami! Sie sind der Glücklichere! Und nun lassen Sie uns hinabgehen! Mir ist, als hörte ich Wagengerassel auf dem Damme.“

Die Herren kamen zu rechter Zeit wieder am Portale an, um die hohe Reisende samt ihrem Gefolge zu empfangen. Wie die Kronprinzessin den Fuß auf den niedergeschlagenen Wagengreitt setzte, erklang hinter dem Gebüsch rauschende Musik; herbeigeeilte Kinder Rheinsberger Bürger streuten Blumen auf ihren Pfad. Die Kavaliere schwenkten zierlich die Hüte, und der Kronprinz reichte seiner jungen Gattin liebevoll und zärtlich die Hand, um sie ins Schloß zu führen. Die Herren Offiziere und Kavaliere bemühten sich eifrig um die übrigen Damen, und bald befand sich die ganze Gesellschaft im Gartenaal und tauschte hier ihre Begrüßungen aus. Nun erst empfingen die schönen Räume ihren eigentlichen Reiz.

Die Kronprinzessin selbst, jung, groß gewachsen, mit einem kindlich zarten Antlitz, auf dem die blühende Farbe der Gesundheit prangte, blond gelockt und blau von Augen, zog aller Augen auf sich. Leicht und anmutig dankte sie allen für den schönen Empfang. Friedrichs Blicke lagen befreundet auf der lieblichen Erscheinung. Auch die Umgebung der Kronprinzessin war reich an Reiz. Da war die elegante und herrlich gewachsene Oberhofmeisterin Frau von Katsch, die jungen allerliebsten Hofdamen von Waldmoden und von Schack; die Damen von Hade, von Morrien, von Brandt, von Belshheim, von Kamede und von Kannenberg, vornehme und anziehende, zum Teil außerordentlich anmutige Erscheinungen und wohl geeignet, die Blicke der Herren von Keyserlingk, von Fouqué, von Gajot, von Wylsch, von Buddenbrock, von Stille auf sich zu ziehen.

Und als nun auf Einladung des Kronprinzen ein Gang durch den schön angelegten Garten gemacht wurde, da gefellte sich rasch Paar um Paar, und in glänzendem Zuge ging es durch die vielverschlungenen Wege auf und ab bis zu der alten Buche am See, wohin der Prinz eine kleine Kollation zur Erfrischung der Reisenden bestellt hatte. Weiteren Sinnes ließ sich der Prinz mit seiner jungen Gattin im Schatten des Baumes nieder, und heiterer noch wurde sein Blick, als sein Lieblich, der geniale Oberst Keyserlingk, ein Glas ergreift und in geistvoller Weise das kronprinzliche Paar an ihrem neuen Wohnsitz begrüßt. In der ihm eigenen bilderreichen Sprache pries er das neue vollendete Glück des fürstlichen Hausherrn, die erfüllte Sehnsucht der jungen Fürstin nach Vereinigung mit dem erlauchten Gatten und verkündete beiden in den paradiesischen Gefilden Rheinsbergs Hüttliche inhaltreiche Tage. „Die goldene Zeit ist wiedergekehrt!“ so schloß er, „ewiger Friede, lautere Freude herrschen hinfort an diesem beglückten Orte, und daß auch des Lebens höchste Wonne nicht fehle, sind die neun Muses (er warf auf die versammelten Damen einen hübsigenden Blick) in Person herbeigekommen und wandeln dieses Haus, diesen Garten, den Aufenthalt des jungen göttergleichen Paares vollends um in die ewig heiteren, wohnigen Gefilde des Olympes!“

Er trank sein Glas raschen Zuges aus und schleuderte es kühnen Schwunges in den See, „auf daß nach diesem Gruß keines Menschen Lippe das Glas wieder berühre.“ Froher Zuruf und vielklingiges Händeklatschen belohnte den bewegten Redner. Der Kronprinz aber reichte ihm froh die Hand und sprach weichen Tones: „Ich danke dir, mein Casarion!“

L. J.

### Wider Modethorheiten.

Aesthetische Streifzüge eines Junggesellen.

(Schluß von Nr. 10, S. 98.) Nachdruck verboten.

Gerade in der Fußbekleidung, zu der wir jetzt zurückkehren wollen, ist der Aesthetik mit dem Naturgemäßen nicht viel geholfen. Nur die antike Prunkfandale ist zugleich schön und naturgemäß. Sie folgt lediglich den Formen des Fußes und läßt diese, namentlich durch die weiche Sohle, voll zur Geltung kommen. Auch läßt sie den Zehen freies Spiel. Aber die Sandale ist für unser Klima keineswegs mehr „naturgemäß“. Wir bedürfen einer Umhüllung der Zehen gegen Nässe und Kälte und einer harten Sohle. Umhüllt man aber die Zehen so geräumig, wie es der Naturzustand erfordert, so wird der Fuß nach vorn breit und schwer, wie es ja die schred-

lichen Jägerchen „Normalshuhe“ deutlich machen. Der ästhetische Eindruck entspricht dabei keineswegs mehr dem des unbekleideten Fußes. Bei diesem wird durch die Zehenteilung das Ausklängen der Entwicklung vom Rumpfe her ausgeprägt. Nun erscheint statt der fein getheilten Organe ein plumper Ballen, eine leiblose Last, die bei jedem Schritt erst scheinbar fortgestoßen werden muß. Wiederum ist eine hand-schuhartige Ausbildung der Schuhspitze wegen des größeren Materials und der weniger beweglichen Zehen nicht angängig. Es käme höchstens darauf an, ob eine kühne Dame für den Ballsaal eine Verschmelzung von Sandale mit Glacélederzehen versuchen wollte. Das klingt ungeheuerlich, ließe sich indessen ohne Zweifel sehr schön gestalten. Aber für die Straße bleibt man einfach vor die Frage gestellt: Abwandlung der Natur oder mangelhafter ästhetischer Eindruck. In der Praxis hat man längst einen ganz erträglichen Kompromiß geschlossen: man drängt die Zehen etwas zusammen und betont die Spitze, welche durch die große Zehe von Natur gegeben ist, noch etwas mehr. Der glatte Offizierstiefel, wie er vor der englischen Mode getragen wurde, kann hier als Muster für eine unauffällige und zweckentsprechende Bildung gelten. Es ist lediglich dem Bedürfnis genügt. Kein Schmuck zieht die Aufmerksamkeit besonders an, und die Form des Fußes ist im wesentlichen gewahrt.

Bei ähnlich einfachen Frauenschuhen, die namentlich für ältere Damen in Frage kämen, wird häufig der ganze Eindruck des schmucklos Zweckentsprechenden und dadurch wenigstens Befriedigenden, wenn auch keineswegs Reizenden, damit zerstört, daß der Schuh symmetrisch gebaut wird, während äußere und innere Seite des Fußes durchaus verschieden sind. Beim Gehen drängt die Naturform alsdann die falsche Kunstform doch aus der „Fagon“, oder der Fuß bildet sich allmählich nach der Bekleidung um, und das schöne „Bernunftsystem“ ist jedenfalls zerstört. Neigt man zum leichten Kompromiß zwischen Natur und Kunst, so ist also jedenfalls ein „einballiger“ Stiefel zu wählen. An diesem mag Meister Knieriemer noch reichlich seine Tüchtigkeit beweisen, damit daraus ein ästhetisch höherstehendes Bekleidungsstück entsteht. Genauer Sitz, der den Umriß rein hervortreten läßt, ist die erste Hauptsache und auch, bei richtiger Bauart, keineswegs unbequem. Wer an straffendes Schuhwerk gewöhnt ist, kann in schlotterigem gar nicht laufen. Und da Schlotterigkeit stets häßlich ist, sollte sich jeder an Straffheit gewöhnen. Unbequemlichkeiten entstehen nur, wenn einzelne Stellen ungewöhnlichen Druck erleiden. Dies geschieht auch durch starke Falten über den Zehen, die auch aus Schönheitsrücksichten durchaus vermieden werden müssen.

Hingegen ist die Hervorhebung des Zehenteiles durch ein schmales Vorderblatt durchaus berechtigt, ebenso eine leicht abgerundete, jedoch keineswegs verlängerte, dem großen Zehen entsprechende Spitze. Eine besondere Rappe über dieser Spitze ist indes wieder unschön, besonders wenn sie wie ein Band die Zehen abzuschneiden scheint, weil durch viele Teilungen der Fuß unnütz länger erscheint und weil der neue Abschnitt weder durch die Natur, noch durch eine schnell einleuchtende Analogie gerechtfertigt ist. Höchstens wird die unangenehme Ideenassoziation des Niederbindens erweckt. Und solche Ideenassoziationen bedingen ja gerade besonders unsere Schönheitsempfindungen.

Mindestens so wesentlich wie ein tadelloser Sitz ist der Absatz. Der Englische hat nun ein Heer von Feinden. Die Herren Aerzte sind es zunächst, obwohl sie ihm dankbar sein müßten, daß er ein Heer von Krankheiten, die sie nicht erklären können, geduldig auf sich nehmen muß. Jetzt findet man ihn wieder einmal „unbequem“, zwingt sich dafür aber lieber die Zehen ein und rutscht in dem Ferseuteil umher. Nun, im XVI., XVII. und XVIII. Jahrhundert trug man Stelzen von noch größerer Höhe, als sie vor einigen Jahren Mode waren, und die Frauen waren damals nicht nervöser u. s. w. als heute, trotz der damals viel allgemeineren Mode. Ein gut Teil Unbequemlichkeit ist Gewohnheitsache. Und diese Gewöhnung ist jetzt bei Stättern eine so allgemeine, daß behauptet werden muß, abstrakte Schuhe sind uns höchst un-bequem.

Natürlich muß es in jedes Belieben und Empfinden gestellt werden, die Höhe des Absatzes zu bemessen. Ich kenne Damen, die bei halbölligen Flecken stöhnen, und andere, die aus zum Bedürfnis gewordener Gewohnheit schon früh morgens auf fast dreißölligen Absätzen — und höchst mühelos — einhertrippeln. Die Mühelosigkeit ist aber fast die einzige ästhetische Schranke für die Absatzhöhe. Wird der Gang unsicher, erschützlich qualvoll, so erscheint der Stiefel als die Ursache davon aberwitzig. Bleibt der Schritt indes grazios, so scheint schlechterdings kein vollkommeneres Werk feiner Laune vom Schuhmacher erfunden worden, als der Stöckelschuh des Rokoko. Das Rokoko macht es zum Prinzip, die Natur zu vergewaltigen, eine Welt trotz der Natur zu schaffen — und es gelingt ihm, für jeden, der mit unbefangenen Sinn zu sehen vermag. So wollte es nicht den Fuß „naturgemäß“ umhüllen, sondern ihn so umformen, als ob er ein freies Kunstprodukt wäre, das nur alle Schönheiten des Fußes, keine niedere Zwecklichkeit aufwies. Deshalb mußte Kleinheit, hoher Spann, spitzes Auslaufen, schmale Ferse, hoher Mittelfuß, kleine Verührungsfläche mit dem Boden allein in Frage kommen, als ob es sich um einen Schuh für schwebende Elfen, nicht für Menschen handele. Der bis vier Zoll hohe Absatz löst die Aufgabe — so weit sie eben zu lösen ist — wenigstens baulich gesprochen, vollkommen. Seine Schweifung drückt die Loslösung vom Boden und die Aufnahme der Körperlast durchaus richtig aus; seine Schlantheit spricht von leichtester Grazie; die Rundung der Sohle läßt Fuß und Absatz zu einer Einheit werden. Dabei ist die Stellung nahe unter dem Mittelfuß keineswegs falsch, sondern — verhältnismäßig — so bequem wie möglich. Denn jeder, auch der niedrigere Absatz muß den Körper in seiner Schwerlinie unterstützen, und diese geht etwa durch den Scheitel der Ferseumablung. Niedere, sehr kleine Absätze drücken sich deshalb nach hinten heraus und können bei biegsamer Sohle schmerzhafter werden als ein richtig gestellter „talon Louis XV.“, der die ganze Ferse breit unterstügt und nur durch die doppelte Schweifung in eine kleine Sohlenfläche übergeführt wird. Dies kann aber wieder nur bei Höhen über etwa zwei Zoll geschehen; andernfalls kann die Ueberführung in den schmalen Absatz nicht Raum finden; sie wird sogar um so eleganter, je mehr das Höhenmaß übertrieben wird.

Da nun aber trotz des entschieden kunstgemäßen Reizes ein sehr hoher Absatz nur von wenigen mit Grazie getragen werden kann — wie denn das ganze Rokoko nur eine Kunst für die „crème“, für den Salon und das Theater, für Jugend und Uebermut ist — so sollte er niemals „Mode“, d. h. Zwang werden. Aber auch beim niederen Absatz ist entschieden auf eine Verringerung der Bodenberührungsfläche zu sehen; die jetzigen „bequemen“ breiten Flecken wirken, der Naturform der Ferse entgegengekehrt, entschieden ungrazios. Nur ist eine Einziehung durch doppelte Schweifung nicht mehr möglich; es muß deshalb die Ferse des Stiefels selbst schon möglichst schmal und rundlich gestaltet sein und der Absatz dann nur in fontaner Linie etwas zugespitzt werden. Um den Plattfußendruck zu vermeiden, ist die Mittelsohle dabei möglichst hohl gekrümmt und die vordere Absatzfläche nicht nach hinten, sondern etwas nach vorn geneigt zu halten.

Eine ganz besondere Abscheulichkeit der modernen englischen Stiefel sind ferner die hochstehenden Zehen. Sie sind dadurch entstanden, daß die sogenannten geprellten Leisten mit hohler Sohle für Rokokoabsätze zu den Plattfußstiefeln weiterbenutzt wurden. Die Zehen aber müssen, soll anders der Körper Elastizität und Beweglichkeit zeigen, bei Gang und Stand das Tragende scheinen (daher das „Vornehereinlegen“ bei der militärischen Grundstellung); sie können deshalb nicht in der Luft schweben, sondern müssen deutlicher als der Absatz den Druck gegen den Boden ausprägen. Daß dabei eine übermäßige Sohlenverbreiterung gerade so ungeschickt wirkt wie ein englischer Absatz, ist nach dem Gefagten einleuchtend.

Bei der Gestaltung des Oberleders sind Geschmackswidrigkeiten schwieriger, weil diese mehr von der Technik der Lederbehandlung, als von den ästhetischen Gesetzen des Fußbaues abhängt und weil der Schuhmacher von ersterer mehr versteht als von letzterer. Ich kann mich daher kürzer fassen. Für die obere Umgrenzung ist zu berücksichtigen, daß ein schönes Organ um so besser wirkt, je weniger es verüllt wird, und daß jede praktische Notwendigkeit stets auf das geringste, unauffälligste Maß zu beschränken ist, falls man nicht vermag, in die Art und Weise der Herstellung besonderen Reiz zu legen. Ein weitausgeschnittener Schuh ist daher die graziosste Bekleidung.

Für die Straße indes ist ein höher hinaufreichender Schuh des Fußes bedingt. Der sogenannte Halbschuh, bis an den Knöchel reichend, ist stets von schlechter Wirkung, da er die sehr wesentliche Uebergangslinie vom Beine zum Fuße durchschneidet und den Fuß im Verhältnis zum Knöchel zu plump erscheinen läßt. Dies fällt besonders bei den Sommer-schuhen aus hellem Leder auf, da helles Schuhwerk an sich stets größer aussieht als dunkles.

Von den höher hinaufreichenden Formen ist die sogenannte Gamaschenfagon die ansprechendste, weil sie einen weitausgeschnittenen Schuh nachahmt. Doch wirkt auch ein ganz glatter Stiefel bei genauem Sitz sehr gut, wenn der Verschluß ein ansprechender ist. Gummizug erscheint stets als häßlicher, flickenartiger Notbehelf; dagegen ist eine dichte Knopfreihe ein aus der Technik hervorgehender, sehr wirksamer Schmuck. Für Verschmierung, die ebenso dankbar sein könnte, haben die Schuhmacher noch keine ästhetisch vollendete Form gefunden; die metallenen Haken oder Dösen sind als Zierat nicht hübsch genug ausgebildet und wirken, besonders wenn sie durch Abnutzung stellenweise blank werden, zu aufdringlich als Notbehelf. Jedenfalls aber könnte der — auch praktisch sehr angenehme — Schnürschuh zunächst Gelegenheit zu reicherer Verzierung des Stiefels für bestimmte Zwecke geben. Wo diese angebracht erscheint — für Bühne und Ball etwa — käme in erster Linie Stickerie in Betracht, die sich indes auf ein freischwebendes Ornament auf dem Vorderblatt, eine Umrahmung des Ausschnittes und etwa eine aufsteigende Verzierung über dem Absatz beschränken sollte. Rosetten, Schnallen und Pompons sind, bei kleinem Umfange, sehr geeignet, einen schmalen, hochgewölbten Fuß besonders hervorzubeben, einen langen etwas zu verkürzen; ihre Stellung aber sollte stets gleich oberhalb der Zehen sein, damit die Linie des Spannes nicht verloren geht.

Man sollte alle diese Winke für selbstverständlich halten; ein Blick in unsere Schuhläden aber genügt, um zu sehen, daß leider vielfach nicht genug darauf gehalten wird, einen normalen Fuß ästhetisch befriedigend zu bekleden. Vollends aber verjagt die Kunst fast stets, sobald es sich um Verhüllung von Mängeln handelt. Daß solches „corriger la nature“ durchaus ästhetisch berechtigt ist, braucht wohl nicht bewiesen zu werden. Aber die meisten Schuhmacher zucken die Achseln. Daher wenigstens noch ganz kurze Andeutungen.

Gegen allzugroße Füße ist freilich wenig zu machen; Einzwängen sollte niemals bis zur Unbequemlichkeit getrieben werden, damit der Gang leicht bleibt. Jedenfalls sollte man zunächst helle Farben und stumpfe Stoffe vermeiden; Lackleder mit seinen verstreuten Glanzlichtern läßt am wenigsten eine Abschätzung zu. Wer hohe Absätze verträgt, sollte den Fuß durch sie möglichst verkürzen. Diese Nachhilfe gilt auch für Plattfüßige. Durch Einlegung eines Korkeiles läßt sich der Mißstand noch unsichtbarer machen; doch muß der Stiefel von vornherein dafür gebaut werden, da sonst die Ferse an der Knöchelstelle buckelig heraustritt. Durch richtigen Schnitt läßt sich gleichzeitig auch die häßliche Sohlenlinie korrigieren. Verbietet der Körper hohe Absätze, so sollte man durch eine Polsterung über dem Spanne der Natur nachhelfen — eine sehr einfache Sache, auf die man aber doch noch nicht gekommen zu sein scheint, während sich ein geschickter Meister wenigstens auf das Verbergen fehlerhafter Zehenausbildung meist versteht.

Aber alles Handwerk kann nur durch energisches und verständiges Fordern seitens des Publikums erzogen werden. Wenn die gebildete und für Schönheit empfängliche Dame einen ungeheuren und schwerfälligen Schnabelschuh sich widerprüchlos verkaufen läßt, darf sie sich weder über Fußschmerzen, noch schleppenden Gang, noch abgeschmacktes Schuhzeug beklagen. Sie muß verlangen, möglichst grazios und dabei passend beschuht zu werden — und war's nur, um sich ohne Gewissensbisse mit allen reizenden Romanheldinnen identifizieren zu können. Die haben bekanntlich immer reizende, winzige Füßchen — wenn nicht der Realismus unserer Jüngsten nächstens die Gigerlschuhe litteraturfähig macht!

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

In Schwarzau am Steinfelde fand am 18. Februar die Verlobung der Prinzessin Marie von Parma mit dem Prinzen Ferdinand von Bulgarien statt.

Das neue Mädchengymnasium, welches zu Ostern in Karlsruhe (nicht, wie ursprünglich beabsichtigt war, in Weimar) eröffnet wird, ist streng nach dem Lehrplan der Knabengymnasien eingerichtet, um dem weiblichen Geschlecht zunächst jene Vorbildung zu geben, die der Universitätsbesuch erfordert.

Die drei Berliner Arztinnen Fräulein Dr. Tiburtius, Fräulein Lehmann und Fräulein Dr. Blum, die sich einer ausgedehnten Praxis in den besten Schichten der Gesellschaft erfreuen, haben seit dem Jahre 1878 17 000 Patienten unentgeltlich ärztlichen Rat und Beistand erteilt.

Die bekannte Schriftstellerin Elise Polko vollendete am 31. Januar dieses Jahres in voller geistiger und körperlicher Frische ihr 70. Lebensjahr.

Die Komponistin Frau Ingeborg von Bronsart in Weimar wurde von dem Komitee für die kolumbische Weltausstellung aufgefordert, ihre Oper „Hiarne“ zur Aufführung in Chicago zu überlassen.

Für den Gärtnereinerwerb können sich Frauen und Mädchen bereits in mehreren deutschen Anstalten ausbilden. Zunächst in der Gartenschule der Frau Kommerzienrat Heyl in Charlottenburg bei Berlin.

Gewerbliche Fortbildungsschulen für Posamentierinnen, in denen der Unterricht größtenteils unentgeltlich erteilt wird, finden sich in Buchholz bei Annaberg, in Geyer und in Scheibenberg.

Für die Kreisstädte der Herzegovina und Bosnien werden weibliche Ärzte von der bosnischen Landesregierung mit einem festen Gehalt von 1000 Gulden, einer Aktivitätszulage von 400 Gulden neben Naturalwohnung oder Wohnungsgeldern von 200—300 Gulden gesucht.

Im „Deutschen Mädchenheim“ zu Brüssel finden alleinlebende, stellensuchende Mädchen billigen Aufenthalt mit voller Beköstigung (schon von 1 Frank für den Tag an).

An den sieben schweizerischen Universitäten und Akademien studierten im Sommer-Semester 1892 3062 Studenten und Zuhörer, darunter 318 weibliche.

In den Salons der englischen Aristokratie kommt das Spinnrad wieder zu Ehren. Während es meist allerdings nur unter anderen nutzlosen Spielereien als Zierat prangt, haben sich doch auch viele Damen die Mühe genommen, spinnen zu lernen.

Miss Patti Rosa, welche man die reichste amerikanische Schauspielerin nennt, ist ein winziges Persönchen, das nur in Kinderrollen auftritt.

Neue Bücher.

„Das Leben Christi.“ Zwanzig Bilder nach Gemälden berühmter Meister. Mit einem Präludium und zwanzig Liedern von Ludwig Ziemssen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

beigefügten wohlklingenden Versen getreulich wiedergegeben worden. Durch seinen weihvollen Inhalt eignet sich das schöne Buch ganz vortrefflich zu Konfirmations- und Ostergeschenken.

Die neue, zweite, von Richard Schmidlein bearbeitete Auflage der wohlfeilen Volks- und Schulausgabe von „Drehms Tierleben“ ist bis zum Abschluss des ersten Bandes vorgeritten, welcher die ganze Gruppe der Säugetiere behandelt.

Von Brockhaus' Konversationslexikon, 14. Aufl., ist der fünfte Band erschienen, der über Deutschland, deutsche Literatur, deutsches Theater, deutsches Recht u. s. w. sehr beachtenswerte neue Aufsätze enthält.

Unter dem Namen „Kunstsalon“ hat die Kunsthandlung von Amster u. Rotherdt (Gebr. Weber) in Berlin eine neue populäre Kunstzeitschrift ins Leben gerufen, die vornehmlich das Interesse des Publikums an den Werken der Malerei, der graphischen und der mechanisch reproduzierenden Künste fördern will.

Neuheiten für den Garten.

Nachdruck verboten.

Im Obstgarten finden Neuheiten im allgemeinen wenig leicht Eingang. Es dauert zu lange, ehe die Erfolge sich sehen lassen. Eins ist aber für den Obstgarten wichtig: die mit ziemlicher Energie sich bahnbrechende Ansicht, daß, um frühe und reiche Obsternten zu bekommen, mit der Anpflanzung des 2 m und noch höheren Hochstammes aufgegeben werden muß und statt dessen als einträgliche Höhe die von 1,50 m zu wählen sei.

Für den Ziergarten bietet sich in der von Späth (Nirxorf) eingeführten immergrünen Eiche eine wertvolle Bereicherung. Selbst im heurigen Winter war diese Eiche noch im Februar vollständig grün und füllte ihren Platz wie eine Konifere aus.

Mit M mit großem Fleiß und mit viel saurem Schweiß wird künstlich hergestellt. Es dient zu großem Nutzen, doch mußst du oft es puzen, damit's dem Auge wohlgefällt.

Rätsel.

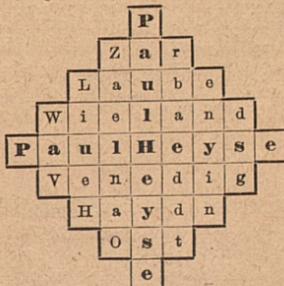
Mit M mit großem Fleiß und mit viel saurem Schweiß wird künstlich hergestellt. Es dient zu großem Nutzen, doch mußst du oft es puzen, damit's dem Auge wohlgefällt.

Wechselrätsel.

Jedes der obigen 13 Wörter ist durch Veränderung eines Buchstaben in ein anderes Wort zu verwandeln.

Englische Rätselfrage. What burns to keep a secret?

Auflösung des Diamanträtsels Seite 99.



Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 324 Seite 99.

- 1. Ta 7 - a 3. Schwarz. 1. Bellebig. Weiß. 2. S. matt.

Auflösung der vier-silbigen Charade Seite 99. Argonauten.

Das Radfahren für Damen.

Ist zwar ein außerordentlich gesunder Sport, nichtsdestoweniger hat es sich in Deutschland noch wenig eingebürgert, sondern gehört hier noch immer zu den Ausnahme-Erscheinungen.

Frühjahrstoiletten.

(Hierzu die Abb. S. 117.)

Neben einer neuen Toilette, sowie einem Umhang für Damen bringen wir auf dem Titelblatt der heutigen Nummer in Fig. 1 einen sehr praktischen und kleidamen Mantel für 7-8-jährige Mädchen.

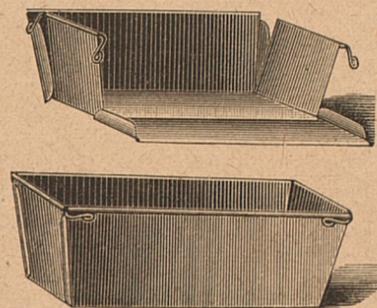


Die für junge Damen geeignete Toilette Fig. 2 aus landläubigem Wollenstoff erhält durch Hinzunahme von grünem Sammet ein etwas lebhafteres Gepräge.

Fig. 3 zeigt einen eleganten Umhang für ältere Damen, der je nach Belieben aus Seiden- oder Wollenstoff und Spitze zusammengesetzt werden kann.

Wirtschaftsplaudereien.

Neue Formen für Theebrotchen. Die untenstehend skizzierten Formen dienen zum Backen des bekannten Theebrotches oder Brotchens, die so vielfach zum Thee genossen und ganz besonders zur Verfeinerung von „Sandwiches“ (englische Butterbrote) und „Toast“ (geröstete Brotschnitten) verwendet werden.



Advertisement for 'Der Bazar' magazine subscription. Text: 'Mit dieser Nummer schließt das I. Quartal. Das Abonnement auf das neue Quartal bitten wir baldigst erneuern zu wollen, damit in der Zusendung der erscheinenden Nummern keine Unterbrechung eintritt.' Price: 2 1/2 Mark = 1 1/2 Gulden pro Quartal. Administration des 'Bazar'.

### Korrespondenz.

**Verschiedenes.** M. K. in Gleiwitz, K. G. in E. bei Sorau u. a. Empfehlenswerte Pensionate für junge Mädchen sind in Dresden: das Institut der Damen Angelika und Olga Pöhler, Schnorrstr. 61 (mit Pöcum, nicht billig, aber sehr gut); ferner das Institut von Frl. Margarete Heinrich und Mathilde Pfeffel, Gasplatz 4 (mit Handarbeitskursen); weitere gut empfohlene Pensionate für junge Mädchen unterhalten Frl. Reinhardt in Dresden-Strehlen, Palaisstr., und Frau Antmann Martini in Dresden, Portitsstr. — In Berlin nennen wir Ihnen vor allem das Pensionat Lannek in Westend, Abornallee 46—48 (Frl. Crain), ferner das Viktoriaheim (W., Steinmehlr. 16) und das Pensionat des Lette-Bereins (SW., Königgräberstr. 90). — Ein Familien-Pensionat zur praktischen Veranlagung guter Hausfrauen unterhält in Freiburg i. B. Frau Mathilde Ruener, Kaiserstr. 2.

Eine „alte Freundin“ des „Bazar“ kann keine Antwort erhalten, da sie uns ihren Namen verschweigt.

C. Z. in G. Derartige Fragen beantworten wir grundsätzlich nicht, denn sie gehören vor das Forum Ihres Arztes. Warum wenden Sie sich nicht an ihn?

**Abonnentin vom Jahre 1887.** 1) Die bezeichnete Erzählung war nach dem Englischen bearbeitet; die Verfasserin des englischen Originals ist längst tot. — 2) Wer die von Ihnen benannten Briefmarken kaufen würde, ist uns nicht bekannt.

**Langjährige Abonnentin M. Z. in G. — C. Z., M. K. in G. (Nebenbesen).** Derartige Fragen beantworten wir direkt, wenn die Fragesteller ihre Postadresse angeben. Anonyme Zuschriften bleiben, wie schon oft an dieser Stelle ausgesprochen, unberücksichtigt.

**Gräfin J. C. in K.** Visitenkarten für Neugeborene ist allerdings die neueste Pariser Sitte. Den landesüblichen großen Karten, auf denen in der Pariser feinen Welt beglückte Eltern die Geburt eines Sproßlings anzuzeigen pflegen, fügt man jetzt eine winzige Visitenkarte des neuen Familienmitglied bei. Dieses Kärtchen ist mit einem kleinen, farbigen Bande an die große Karte angeheftet, eine Ecke ist umgebogen, wodurch der kleine Sproßling genau so wie die große Welt seinen Antrittsbesuch markiert.

C. M. in Berlin. Wir bedauern, weitere Remuetartikel nicht bringen zu können.

**Komtesse A. in S.-P.** Bei Barfoccejagen mögen wohl die langen Schleppen der Reittücher besonders hinderlich sein, und auf der letzten „Devon and Somerset Stag Hunt“ erlitten daher bereits sechs Damen der englischen Aristokratie in enganliegenden Reittüchern mit hohen Jagdstulpschneideln und entbehrer kurzen Röcken oder längeren Zudetten, um in diesem Kostüm alle sonst geltenden Bedenken betriebe zu thun und nach Herrentart zu reiten.

**Kleinräuberin.** Zur Beseitigung des Graswuchses zwischen Steinplatten empfiehlt es sich, die Fugen mit roher Salzsäure auszugießen. Andere Säuren, wie rohe Karbolsäure, wirken ähnlich.

**J. v. L. in Triest.** Die historische holländische Windmühle, welche auf der solubühnigen Weltausstellung zu sehen sein soll, wird von der bekannten Katojabrik J. C. Booter in Amsterdam aufgestellt werden.

**Toilette und Handarbeit.** Langjährige Abonnentin in L. Es ist leider nicht möglich, in den nächsten Nummern Ihren Wunsch zu erfüllen; wir verweisen Sie daher an Frl. Gertrud Hollas, Berlin NW., Alt-Moabit 121, welche Aufträge für jede Art Stickermuster übernimmt.

**H. v. Z. in Berlin W.** Sämtliches zur Klöppelarbeit erforderliche Material erhalten Sie bei C. A. Schubert, Berlin C., Poststr. 21; die Anleitung zur Klöppelarbeit können Sie zum Preise von Mark 1 durch unsere Expedition beziehen.

**Zwanzigjährige Abonnentin in Bergen.** Das kreuzförmige Monogramm H. M. finden Sie in Nr. 29 des „Bazar“, Jahrg. 1890 A. M. in Nr. 9, Jahrg. 1888.

**Abonnentin in Ungarn.** Die gewünschte Leibwäsche für Damen finden Sie in Nr. 27, Jahrg. 1892, unter Abb. Nr. 66, 67, 70—73, sowie ferner einige Unterröcke in Nr. 7, Jahrg. 1893, Abb. Nr. 19 und 20 und in Nr. 19, Abb. Nr. 29. Außerdem erfinden etwas neue Leibwäsche in Nr. 9 d. Jahrg. mit Abb. Nr. 45—51.

**Wäsche, Garderobe und Schmuck.** C. G. in Chemnitz. Um Wasserflecken aus hellblauer Bengaline zu entfernen, muß der ganze Stoff oder Kleiderstück gleichmäßig genäht werden. Bei einem so zarten Zeug überlassen Sie das am besten einer chemischen Waschanstalt.



Die entthronte Königin Liliuokalani von Hawaii.

Kamakaha Liliuokalani, Königin der Hawaii- oder Sandwich-Inseln, deren Bildnis wir hier bringen, ist im Jahre 1888 geboren. Sie war ihrem Bruder, dem durch seinen Besuch in Europa bekannt gewordenen Kalakaua vor zwei Jahren in der Regierung gefolgt und mit dem Amerikaner John Owen Dominis, dem Privatsekretär ihres Vaters, vermählt, welcher im August 1891 starb. Ihre Absicht, die durch den Leichtsinne ihres Vorgängers verloren gegangene Herrschermacht durch eine neue Landesverfassung wiederzugewinnen, scheiterte an dem Widerstande ihrer Minister, welche am 12. Januar, jenem verhängnisvollen Tage, da die Königin die Volksvertretung vertrat, die Intervention amerikanischer Marineoffiziere veranlaßte und die Abschaffung der Monarchie proklamierten. Die Königin gab angesichts der amerikanischen Unterstützung jeden Widerstand auf und zog sich unter Protest auf ihre Besitztümer zurück. Der Anschluß der Sandwich-Inseln an die Vereinigten Staaten von Nordamerika, unter deren Machtphäre sie bereits seit 17 Jahren durch einen bindenden Handelsvertrag gestellt waren, hat nicht lange auf sich warten lassen.

**Haushalt und Küche.** D. in W. bei Berlin. Um das Schwitzen der Fenster zu verhüten, soll sich das Abreiben mit einem Gemisch aus 1 Teil Glycerin und 20 Teilen Spiritus bewähren.

**M. W. in Berlin.** Um Strohbetten zu säubern, bürstet man sie mit einer starken Lösung von grüner Seife in warmem Wasser ab, taucht sie dann einige Minuten in Wasser, dem man ein wenig rohe Salzsäure (20 Teile auf 1 Liter) zugelegt hat, wäscht sie aus und trocknet sie.

**Gertrude in K.** Citronen- und Apfelsinenschalen können auf sehr verschiedene Weise konserviert werden. Entweder trocknet man sie an einem sehr luftigen, mäßig warmen Orte (nicht in der Feuchtröhre oder auf heißer Heublatte), oder man kandiert sie, oder beveret sie dadurch, daß man sie in bestem, klarem Spiritus ausziehen läßt und im Sommer aus dem Auszuge mit Citronensäure und Zuckerlakt eine wohlschmeckende Limonade bereitet. Immer aber muß recht dünn geschält werden, da das unter der gelben Schale sitzende Weisse fast kein Aroma, wohl aber einen unangenehm bitteren Stoff enthält.

**L. M. in Wiesbaden.** Sie können eine Lösung von gutem Fuchsin zum Färben von Nahrungsmitteln ohne Furcht benutzen. Fuchsin an sich ist völlig unschädlich, früher waren indessen namentlich geringere Sorten arsenhaltig und dadurch giftig, was jetzt kaum mehr vorkommt.

**L. v. M. auf B. bei St.** Photographien lassen sich säubern durch Abwischen mit einem feuchten, weichen Lappchen, doch ist dabei Vorsatzung, daß keine Positiv-Netze darauf ist, d. h. daß die Bilder nicht nachgemalt sind, was durch stumpfe Klebe auffällt, wenn man die Photographien schräg gegen das Licht hält. Wünscht man den Photographien wieder erhöhten Glanz zu geben, so muß etwas Glanzwachs trächtig darauf verrieben werden.

**M. v. C., 1001.** Die zum Konservieren von Lebensmitteln, insbesondere von Milch angepriesene Substanz Glaciatin soll hauptsächlich aus Bor säure und doppeltkohlen saurem Natron bestehen, ist also wegen des Bor säuregehaltes nicht gerade zu empfehlen.

**C. E. in Hamburg.** Zum Aufstellen von Cognac, der durch Aufstehen in Wechgefäßen oder anderweit zu dunkel geworden ist, soll frische, ungetochte Milch verwendet werden können. Man nimmt auf 1 Liter 6 bis 8 Teile Milch, schüttelt ordentlich durch und filtriert sofort. Auch durch Schütteln mit kohlen saurer oder gebrannter Magnesia dürfte sich die Dunkel färbung beseitigen lassen.

**v. L. in W.** Um gelb gewordene Eisenbeingegegenstände wieder zu bleichen, werden sie mit Terpentinöl bestrichen und dann möglichst intensiver Besonnung ausgesetzt. Eventuell ist diese Behandlung mehrmals zu wiederholen. Zur Winterrzeit gelangt man eher zum Ziele, wenn man die Sachen einige Tage in Wasserstoffperoxyd liegen läßt.

**F. D. in München.** Um die schwarzen Griffe von Tischmessern u. s. w. wieder anzuschwärzen, reibt man sie mit Ebenholzbeize tüchtig ein und überpinselt sie nach dem Trocknen mit sehr verdünntem Spirituslack.

**Kosmetik und Gesundheitspflege.** L. J. 1000. Zur Vermeidung von üblem Mundgeruch empfiehlt sich der täglich mehrmalige Gebrauch von chlor saurem Kali, wovon man einen Theelöffel voll in einem Glase warmen Wassers auflöst und ein wenig Pfefferminzspiritus zusetzt. Das Mittel ist so benutzt ganz unschädlich, indessen soll man nichts hinter schäuden. Noch stärker desodorierend wirkt eine Lösung von übermangan saurem Kali, doch ist der Geschmack unangenehm (Pfefferminzspiritus darf hier nicht zugelegt werden), und der dauernde Gebrauch färbt Zähne und Zahnfleisch bräunlich.

**M. S. in Danzig.** Ihr Wunsch, ein Mittel zur Verhütung des Rotwerdens der Nase bei Temperaturwechsel und nach dem Genuß erhitender Getränke zu erfahren, ist leider unerfüllbar. Man kann wohl eine bestehende dauernde Mischung gewisser Hautfellen, wie namentlich der Nase, mehr oder weniger beseitigen, nicht aber das Eintreten eines vorübergehenden Erötens verhindern.

**Hoffärtige in Germantown.** Um noch teilweise braunes Haar ganz weiß zu machen, giebt es leider kein Mittel. Wenn das Haar durch Waschen mit Seife und ganz dünner Sodalösung sehr gut entfettet und dann mehrmals mit starkem Wasserstoffperoxyd behandelt wird, so geht die braune Farbe allmählich in ein sehr leichtes Gelbblood über; vielleicht erfüllt das Ihren Zweck hinreichend, da das Weiß, bzw. der Kontrast dann doch nicht so auffällt. Ungleich leichter ist es auch, das weiße Haar braun zu färben, wir beachten dazu mehrfach Vorschriften.

**H. L. in Wien.** Als Shampoo-Creme wird meist ein parfümierter Seifencreme, welcher 1/2 Prozent Salmiatgeist enthält, verwendet. Wir würden empfehlen, letzteren Zusatz nur bei außergewöhnlich fettiger Kopfhaut zu verwenden. Im übrigen thut eine gute Toiletteseife dieselben Dienste.

### Ostereier-Scherze.

Nachdruck verboten.

Stern ist so recht das fröhliche heitere Frühlingsfest, das die christlichen Völker denn auch nach der langen ersten Passionszeit mit allerlei mehr oder minder übermütigen Scherzen zu feiern pflegen. Uralt ist der Gebrauch, bemalte Eier zu den verschiedenartigsten Osterscherzen zu verwenden. Wir geben in der heutigen Nummer einige Beispiele davon, zu deren Ausführung weder besondere Vorübung, noch irgendwelches Talent erforderlich ist. Je ungeschickter vielmehr die Malerei, desto komischer die Wirkung.

Fig. 1 zeigt einen recht vergnügten jungen Mann; zur Herstellung dieser Figur sind zwei ausgeblasene Eierschalen und einige Streifen Papier erforderlich. Das rohe Ei wird oben und unten mit einer Stopfnadel durchstochen und ausgeblasen; hat man einen Brandapparat, so braucht man die Lunge nicht anzustrengen, sondern nimmt einfach das Gebläse mit dem daran befestigten Schlauche, setzt das Ende desselben auf das obere Loch des Eies, hält den Schlauch fest und drückt die Luft ein. Eine Untertasse

Karmin und Zinnober, auch die Ohren können etwas rot werden, das Weiße des Augapfels erfordert Deckweiß und Blau, die Augenlider grün oder Grünlich. Werden den Augen durch Spirituslack noch ein paar leuchtende, glänzende Thränen hinzugefügt, so kann das nicht schaden; mit hübschen Frisuren werden Fig. 1, 2 und 3 sehr schön ausfallen. Der Körper



nimmt das herausquellende Ei auf. Nun werden auf der einen Eierschale ein paar Augen gemalt, die schief sitzen können, eine Nase, die nur durch ein paar Striche anzudeuten ist, und ein großer lachender Mund. Erhöht wird der komische Ausdruck des Kopfes, wenn man noch etwas Fischleim an den Kopf bringt und Watte als Haar und Bart anklebt (Fig. 2 und 3); besonders komisch wirkt dann die Nase im Profil. Natürlich muß das Gesicht mit recht schönen Farben durchgearbeitet werden: zuerst die Kontur, dann die Schattenanlage mit Sepia, die Backen und Nase mit

der Fig. 1 wird durch die zweite ausgeblasene Eierschale gebildet, welche je nach Wunsch mit Knöpfen und Gurt bemalt werden kann. Arme und Beine sind aus Papier, sie werden bemalt, ausgeschnitten und angeklebt. In Fig. 4 besteht die Brust aus einer Walnuß, in die man ein Stück Holz steckt, das etwas länger als der Längsdurchmesser des Eies ist, welches den Kopf bildet. Die Halschleife ist aus Papier, kann jedoch auch leicht durch farbiges Band ersetzt werden. Das Kleid ist aus steifem Papier, kegelförmig zusammengedreht und oben und unten entsprechend glatt geschnitten; die Ruß wird, nachdem das Kleid nach den modernsten Vorbildern bemalt ist, oben eingeklebt. Fig. 4 steht frei, während Fig. 1 mit einem Faden, der durch Leib und Kopf geht, am besten an dem Kronleuchter oder an einem Nagel aufgehängt wird.

Fig. 5 stellt ein Ei vor, welches mit Fernambukholz (Blauholz) ganz tief gefärbt und auf dem die Zeichnung mit gebrochenen Glasstücken herausgeschabt ist.

In Fig. 6 sehen wir verschiedene kleine Ranken auf die

Schale des Eies übertragen. Zu Ostern finden wir, sobald der Schnee weggetaut ist, kleine, wunderbar geformte Blättchen auf den Feldern, an Parkwegen im Walde — kurz, überall, wo die Sonne ihre erwärmenden Strahlen hinsendet. Diese Blättchen bilden hier unsere Dekoration. Mit etwas Gummi arabikum kleben wir sie so auf, daß wir später Zweige dazwischen malen können. Nun wickeln wir ein Stück Leinwand fest um das beklebte Ei, legen dies in Wasser und kochen es wie jedes andere Ei, das hart werden soll. Nehmen wir dann das Ei heraus und wickeln die Leinwand ab, so bleibt die Zeichnung des Blattes in grüner Farbe als vollständiger Abdruck darauf, und wir haben nur noch die Zweiglein und Ranken und vielleicht ein paar Ähren in den Blättern zu malen.

Fig. 7 stellt einen merkwürdigen Vogel dar, dessen Füße durch gebogene Haarnadeln hergestellt und zur besseren Befestigung mit Siegellack an dem Körper befestigt sind. Das den Körper bildende Ei wird mit Federn beklebt, ebenso Schwanz und Kopf. Hals und Kopf, sowie Schnabel sind aus einem Stück Wachstod herzustellen, d. h. der Schnabel aus dem bloßen Docht, das übrige wird gebogen und das Ende heiß gemacht und an den Körper geklebt. Die Augen können durch dunkle Perlen hergestellt werden.

Zu bemerken ist noch, daß jedes Ei, nachdem es ausgeblasen ist, gut mit Seifenwasser gereinigt, abgetrocknet und mit Benzin abgerieben werden muß. Die Farben, Zeichnungen und Schrift sind dann ebenso leicht wie auf Papier zu übertragen. Sonst nimmt die Eierschale die Farbe nur sehr schwer und ungleichmäßig an. Eier in Blauholzspänen gekocht werden tief dunkelrot, mit Zwiebelgeschalen gekocht werden sie gelb. Legt man etwas Wajschblau (Ultramarin) in das kochende Wasser, so werden die Eier blau. Umwickelt man die Eier mit verschiedenenartigen, abfärbenden Stoffstücken, so zeigen sie bekanntlich ein marmorirtes, oft wunderbar schönes Aussehen.

